2,00 DM / Band 732
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 15

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Schattenreiter

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Schattenreiter

John Sinclair Nr. 732

von Jason Dark

erschienen am 14.07.1992

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Schattenreiter

Der Anruf erreichte mich an einem Nachmittag, als ich im Begriff war, meine Wohnung zu verlassen. Weglaufen oder hingehen? Ich ging hin, hob ab - und hörte den Schrei der Frau durch den Hörer gellen. Eiswasser floß über meinen Rücken. Ich wollte eine Frage stellen, da riß der Schrei ab. Er wurde abgelöst von einer Stimme.

»John! Du mußt kommen! Sofort, John!«

Die Furcht in mir nahm zu. Ich kannte die Anruferin, die mich um Hilfe angefleht hatte.

Es war Sheila Conolly!

Sheila wollte den Hörer normal auflegen, es war ihr nicht möglich. Zuviel Schweiß hatte sich auf ihren Handflächen gesammelt und sie glatt gemacht. Der Hörer rutschte ihr aus der Hand und krachte auf den Apparat.

Die Frau atmete tief durch. Sie zitterte. Es war Wahnsinn, aber das mußte sie durchstehen. Obwohl sie sich in ihrer eigenen Wohnung befand, kam ihr alles so fremd vor. Sie beugte sich nach vorn und preßte die Stirn gegen die Wand. Das gab ihr für einen Moment Ruhe. Und auch im Haus war es jetzt still. Keine Schreie mehr, kein Brüllen, keine Angst, die sie auffressen wollte.

Zum Glück hatte sie John erreicht. Sie hätte nicht gewußt, was sie sonst hätte unternehmen sollen, denn was ihr und ihrem Mann passiert war, konnte man kaum erklären. Zumindest würde ein Fremder es so nicht abnehmen, wie es passiert war.

Um Bill hatte sie Angst. Er war mit Perry Lane in das Gästezimmer gegangen, dann war das Fürchterliche geschehen, und sie wußte nur, daß ihr Mann bewußtlos war. Das hatte ihr Perry Lane gesagt, das hatte sie auch durch den schnellen Schlüssellochblick gesehen.

Lane war zu einem Irren geworden und hatte getobt. Den genauen Grund dafür kannte Sheila nicht.

Jedenfalls war es Bill nicht gelungen, ihn zu bändigen. Im Gegenteil, er hatte den kürzeren gezogen und war bewußtlos geschlagen worden.

Sie hatte Bill liegen sehen, aber auch den anderen entdeckt. Noch immer wollte sie nicht so recht glauben, was sie da gesehen hatte. Perry Lane hatte sich verändert, sein Kopf war dunkel geworden.

Er hatte seltsame Augen gehabt. Dann war ihr der weitere Blick genommen worden, weil Lane etwas vor das Schlüsselloch gehängt und dabei noch gelacht hatte, also hatte er auch Bescheid gewußt.

Johnny Conolly war nicht im Haus. Er befand sich auf einer Klassenreise in einem österreichischen Skiort und würde erst in einer Woche zurückkehren.

Hoffentlich leben wir dann noch, dachte Sheila, als sie sich wieder von der Wand abstützte. Sie legte den Kopf in den Nacken, schaute hoch gegen die Decke und atmete einige Male tief durch. Ihr wurde nicht direkt schwindlig, doch den Kreislauf merkte sie schon. Es kam alles zusammen. Das unnatürliche warme Wetter, dieser schreckliche Vorgang, die Sorge, um Bill, der in den Fall hineingeraten war, ohne zu ahnen, auf was er sich eingelassen hatte.

Er kannte Perry Lane, der in seinem Verlag Reisebücher verlegte. Es waren meist Billigprodukte, die; er irgendwo in Asien herstellen ließ und sie immer als Sonderangebote an den Mann brachte.

Daß es klappte, hatte er bewiesen, denn er war mittlerweile mehrfacher Millionär damit geworden.

Bill hatte einige Male mit ihm Kontakt gehabt, als es um einige

Lizenzen ging und auch alte Geschichten, die noch einmal verkauft werden sollten.

Zu einer intensiven Geschäftsverbindung war es nie gekommen. Meist kamen die Männer mit dem Honorar nicht zurecht, denn Lane war sehr knauserig, da hatte Bill eben für andere geschrieben.

Das hatte sich ändern sollen. Lane selbst war mit dem Friedensangebot gekommen, und Bill hatte ihn in seine Wohnung zu einem ersten Gespräch eingeladen.

Daß es dem Verleger nicht um seine Bücher gegangen war, hatte Sheila sehr schnell bemerkt, denn plötzlich waren die schrecklichen Dinge geschehen.

Eine regelrechte Verwandlung, eine Metamorphose des Schreckens, und das ohne einen ersichtlichen Grund. Sheila war es unmöglich, so etwas nachzuvollziehen, aber sie war mittlerweile der Meinung, daß sich Perry Lane möglicherweise durch Bill Hilfe erhofft hatte. Schließlich wußte er über ihn Bescheid, denn Bill war ein Mensch, der sich um Dinge kümmerte, die nicht gerade in gewisse Schubladen hineinpaßten. Wenn er Berichte oder Reportagen schrieb, dann über Phänomene, die oft als unbegreiflich hingestellt wurden, und wahrscheinlich hatte Perry Lane mit einem derartigen Phänomen Kontakt gehabt.

Seit dem Anruf fühlte sich Sheila wieder etwas besser. John Sinclairs Stimme hatte ihr Mut gegeben. Sie kannte den Geisterjäger. Er würde so schnell wie möglich herkommen und sich um den Fall kümmern. Einmal war sie sogar in den Garten gegangen und hatte versucht, durch das Fenster in das Gästezimmer zu schauen.

Es war nichts zu sehen gewesen. Jemand hatte den Vorhang zugezogen.

Sie war wieder zurückgegangen und hatte mit dem Gedanken gespielt, sich eine sehr gefährliche Waffe zu holen. Es war die goldene Pistole, eine ultimative Waffe, die einen Schleim verschoß, der, wenn er traf, einen Menschen in einer großen Blase auflöste.

Sheila selbst fürchtete sich vor der Waffe, doch in einer Situation, wo es um Leben und Tod ging, würde sie sich nicht scheuen, sie einzusetzen.

Noch brauchte sie das nicht.

Es war still geworden.

Kein Keuchen mehr, keine Schreie zitterten durch das Haus, kein Stöhnen oder dumpfes Trampeln.

Ruhe…

Sie hörte sich atmen und erschrak beinahe vor ihren eigenen Schritten, als sie den Weg in die Küche einschlug. In der offenen Tür blieb sie stehen. Ihr Blick durchwanderte die Küche, die sie nach ihrem Geschmack eingerichtet hatte.

Ein großer Raum, in dem auch gegessen werden konnte. An den Wänden hingen die Töpfe und Pfannen. Auf den Ablageregalen standen die Flaschen mit den Gewürzen, und in manchen Schalen lag das Obst wie eine Dekoration.

Das war alles so normal, es hatte zahlreiche Stürme überstanden, und sie hoffte nicht, daß dies am heutigen Tag alles beendet sein sollte. Als sie daran dachte, kroch ein kalter Schauer über ihr Gesicht und verteilte sich im Nacken sowie auf dem Rücken.

Sie ging zum Kühlschrank. Sheila trank einen Schluck Mineralwasser. Sie wollte den galligen Geschmack der Furcht aus dem Mund spülen, was ihr allerdings nur unzureichend gelang.

Ihr Gesicht spiegelte sich in der Fensterscheibe. Obwohl es nicht sehr deutlich zu sehen war, stellte Sheila fest, daß sie ziemlich schlecht aussah. Die Angst um Bill hatte sie älter werden lassen. Ihre Haut wirkte grau und blaß zugleich. Das blonde Haar hatte sich an einer Seite gelöst, als wollte es nicht mehr von der Klammer gehalten werden. Es hing herab wie ein feuchter Lappen.

Sie stellte das Glas weg, drehte sich wieder um und verließ die Küche.

Auf Zehenspitzen ging sie weiter, schaute auf die Uhr und dachte darüber nach, wann John Sinclair wohl eintreffen würde.

Dazu konnte sie nichts sagen, denn sie hatte auch nicht auf die Uhr geschaut, als sie den Anruf tätigte.

Ihr Weg führte sie wieder in die Nähe des Gästezimmers. Da die Conollys einen Bungalow besaßen, brauchten sie auch keine Treppen zu gehen. Im eigenen Haus bewegte sich die blonde Frau wie eine Schlafwandlerin. Je näher sie ihrem Ziel kam, um so aufgeregter wurde sie.

Noch war nichts zu hören.

Nur ihr Atem zischte, und die Kehle kam ihr vor, als wäre sie zugedrückt worden.

Sie stoppte ihre Schritte vor der Tür zum Gästezimmer. Noch einmal holte sie Luft, dann sank sie in die Knie und versuchte abermals, durch das Schlüsselloch zu schauen.

Es war von der anderen Seite noch immer verhangen, und sie konnte nichts erkennen.

Sheila trat wieder einige Schritte zurück. Sie wollte es nicht, doch das Gefühl war stärker. Sie zitterte wieder, denn diese Ruhe machte sie nervös. Sie war schlimmer als die Schreie und das Toben, vermischt und untermalt durch dumpfe Geräusche, als hätte jemand mit einem Hammer irgendwo gegen geschlagen.

Da hörte sie das Kichern.

Schrill und disharmonisch, als wäre jemand dabei, sich auf diese Art und Weise zu freuen.

Sie blieb wieder stehen.

Etwas kratzte von innen gegen die Tür, das Kichern blieb noch für einen Moment, wobei Sheila die Spannung spürte, die in ihr hochstieg und sie handlungsunfähig machte.

Das Kichern verstummte.

Eine kurze Pause trat ein.

Sheila hörte sich wieder schwer atmen - und hielt den Atem dann an, als sie die Stimme vernahm.

Es war nicht Bills Organ. Das hätte sie auch trotz einer Veränderung herausgehört. Diese Stimme klang so kratzig und dumpf zugleich. Sie drang aus irgendeinem großen Faß, auf dem der Deckel nur zur Hälfte die Öffnung bedeckte. Jedenfalls kam ihr dieser Vergleich in den Sinn.

Es war Perry Lane!

Er sprach irgendwelche Worte, die sie nicht verstand. Für Sheila aber hörten sie sich an wie ein alter Fluch, der einfach ausgesprochen werden mußte.

Sie konnte nicht mehr hinhören, sie preßte die Hände gegen die Ohren, blieb aber stehen. Nach einer Weile ließ sie die Arme wieder sinken.

Die Stimme war verstummt.

Was sollte sie tun? Noch einmal versuchen, an die Vernunft Perry Lanes zu appellieren? Das würde nichts bringen, denn sie wußte, daß sich hinter der Tür nicht mehr *der* Perry Lane befand, der ihr Haus betreten hatte.

Da lauerte ein anderer, ein Verwandelter. Vielleicht sogar ein Monstrum, denn Sheila wußte sehr genau, daß sich Menschen darin verwandeln konnten.

Da gab es Personen, die bei Vollmond zu Werwölfen oder Vampiren wurden. Sie hatte schon mit Zombies, den lebenden Toten, zu tun gehabt und auch mit anderen Kreaturen, über die sie erst gar nicht nachdenken wollte, weil sie einfach zu schrecklich waren.

Das alles hatte sie erlebt, aber sie wollte es hier im Haus nicht allein durchmachen.

Sie betete zu Gott, daß er ihren Mann beschützte. Dabei verließ sie die Nähe des Gästezimmers.

Im Flur blieb sie stehen. Der Zugang zum Grundstück wurde von einer Kamera überwacht. Der dazugehörige Monitor befand sich innen dicht neben der Haustür.

Noch zeigte der Bildschirm eine leere Fläche und eine ruhige Straße, über die kaum ein Wagen fuhr.

Es war dunkel geworden. Das Licht der Laternen vor dem Eingang warf blasse, gelbe Schleier auf den dunklen Asphalt. Es regnete nicht mehr, aber die Straße war auch noch nicht getrocknet.

Sie ging auf und ab, den Monitor immer im Blick. Die Hände hatte

sie zu Fäusten geballt. Ihre Lippen bewegten sich, sie zischte die Sätze hervor. »Bitte, John, komm! Komm doch, verflixt noch mal! So lange kann es doch nicht dauern.«

Sheila wußte sehr genau, daß sie dem Freund unrecht tat. John würde alles versuchen, das Ziel so schnell wie möglich zu erreichen. Nur konnte er leider nicht fliegen.

Jemand der einen plötzlichen Schlag bekommen hatte, wäre ebenso zusammengezuckt wie sie, als sie den Schrei hörte, der im Gästezimmer aufgedröhnt war.

Sie zog ihren Kopf ein, die Gänsehaut blieb auf der Schulter, und sie lauschte dem Echo nach.

Es mußte ein Schrei des Triumphes gewesen sein und nicht vom Schmerz diktiert.

Hatte Perry Lane erreicht, was er wollte? War Bill jetzt völlig ausgeschaltet?

Sheila stand kurz vor der Panik. Wenn das der Fall war, dann würde sie für nichts garantieren, dann…

Sie zwang sich dazu, den Kopf zu drehen und wieder auf den Monitor zu schauen.

Auf dem grauen Schirm sah sie noch immer das offene Tor, und es näherte sich ein Auto mit eingeschalteten Scheinwerfern, ein Rover.

John Sinclair war da!

Sheila fiel ein Stein vom Herzen…

***

Ich erschrak, als ich vor der Haustür stand und Sheila anschaute. Sie sah schlimm aus. Geweint hatte sie, ihre Augen waren rot und leicht verquollen. Im Gegensatz zu ihrer übrigen Gesichtshaut, die so grau und eingefallen aussah.

Sheila streckte ihre Hand aus, faßte mich an und zerrte mich förmlich in das Haus. Dann schloß sie hastig die Tür, um sich mit dem Rücken dagegen zu lehnen.

»John, endlich!«

Da sie mir entgegenfiel, hielt ich sie fest. Ich wußte noch immer nicht, was geschehen war, schaute in ihr Gesicht und flüsterte: »Was hat man mit dir gemacht, Sheila?«

»Ach, John, mit mir? Mit mir hat man nichts gemacht, wirklich nicht. Es ist Bill, dem es schlechtgeht.«

»Hier im Haus?«

»Ja, und dieser Perry Lane ist bei ihm.«

»Wer ist das?«

Sie packte meinen Arm und schüttelte mich durch. »Bitte, John, das erzähle ich dir später. Ich kann dir nur sagen, daß er kein normaler Mensch mehr ist.«

»Was dann?«
»Vielleicht ein Tier, eine Mutation, ein Monster. Verdammt noch mal, ich weiß es nicht. Er hält sich zusammen mit Bill in unserem Gästezimmer auf, und Bill ist…«, sie schluckte. »Ich habe keine Ahnung, was mit ihm genau ist, John.«
»Doch nicht etwa…?«
»Nein, das hoffe ich nicht. Vielleicht bewußtlos. Es ist ja alles so plötzlich gekommen. Dann ist die Tür noch von innen abgeschlossen worden, wobei er oder sie zusätzlich das Schlüsselloch von innen verhängt hat. Das muß ich dir sagen.«
»Aber du willst in den Raum.«
»Mit dir.«
»Dann müssen wir die Tür aufbrechen.«
»Es ist die einzige Möglichkeit.«
Ich kannte mich im Haus der Conollys sehr gut aus. »Hör mal, ich weiß, daß die Türen ziemlich stabil sind, die kann ich kaum eintreten. Da brauchte ich schon Werkzeug.«
»Das habe ich schon bereitgelegt.« Sie öffnete, einen schmalen Garderobenschrank und holte einen ziemlich langen Meißel hervor, der in eine Türritze paßte und den man auch als Hebel benutzen konnte.
»Das ist gut«, sagte ich und wog den Meißel in der Hand. »Kannst du mir trotzdem erklären, was sich hier ereignet hat?«
»Nur schwer.«
»Versuch es.«
»Bill bekam Besuch von Perry Lane, einem Verleger. Er wollte mit ihm über ein bestimmtes, aber mir nicht bekanntes Thema reden. Dann ist es passiert. Ich hörte die Schreie, ich vernahm das Toben, dazu die unheimlichen Geräusche, es war einfach furchtbar und nicht zu packen für mich. Kannst du das begreifen?«
»Sicher.«
»Bill hörte ich nicht mehr. Ich habe aber gesehen, daß er sich nicht mehr rührte. Er liegt auf dem Boden. Ich hoffe für uns alles, daß er nur bewußtlos ist.«
»Und was ist mit diesem Perry Lane?«
Sheilas große Augen blickten ängstlich. »Wenn ich das genau wüßte, John, aber ich weiß es eben nicht. Er muß sich verwandelt haben, er ist kein Mensch mehr. Ich habe nur einen kleinen Ausschnitt gesehen, möchte das aber behaupten.«
»In was verwandelt?«
»Keine Ahnung.« Sie nagte an ihrer Lippe. »Wenn ich ehrlich sein soll, kam er mir vor wie ein Schatten. So düster, so schwarz, völlig lichtlos, verstehst du?«
Ich begriff zwar nicht, wollte sie aber nicht enttäuschen und nickte

trotzdem, bevor ich sagte: »Dann sehen wir uns die Sache einmal an.« Als ich mich abwenden wollte, hielt mich Sheila fest.

»Um Himmels willen, John, nimm das nicht zu locker, das ist höllisch gefährlich.«

»Ich weiß.«

»Denk auch an Bill.«

»Mach' ich.«

Sheila hielt mich nicht mehr ab. Sie ging hinter mir her; und gemeinsam näherten wir uns dem Ziel.

Im Haus war es ruhig. Der Bungalow gehörte zu den größeren Häusern. Im Innern gab es zwei Flure. Einer führte in den Gästeteil.

Wir bemühten uns beide, so lautlos wie möglich zu gehen. In meiner rechten Hand lag die Eisenstange. Noch war nichts zu hören. Ich spielte auch mit dem Gedanken, vom Garten her durch das Fenster zu schauen, dann aber hörten wir beide die unheimlichen Laute, die aus dem Gästezimmer klangen.

Ein tiefes Röcheln, vermischt mit einem Röhren, als wären zwei Tiere dabei, sich zu bekämpfen.

Sheila war stehengeblieben. »Da hörst du es wieder, John. So war es immer und noch schlimmer.«

»Okay.« Ich ging weiter und schritt dabei den sich veränderten Lauten entgegen.

Jemand schrie.

Nicht laut oder voller Angst, sondern gequält, als würde er schrecklich unter seinem Schicksal leiden. Da konnte man als Zuhörer schon Mitleid bekommen.

»Kennst du diese Schreie auch?« fragte ich leise.

»Nein.«

»Mir scheint, als würde ihn etwas quälen.«

Sheila ließ sich nicht beeindrucken. Sie wollte einfach nicht, daß ich so dachte. »Nein, John, so nicht. Denk nicht, daß du es mit einem erbarmungswürdigen Menschen zu tun hast. Das ist eine teuflische Kreatur, ein Schattenwesen, das habe ich durch den kurzen Blick festgestellt. Und ich habe mich nicht geirrt. Kein Irrtum, John!«

»Schon gut.«

Das Jammern war verstummt. Ich ging die letzten drei Schritte, die mich von der Tür trennten. Nicht weit entfernt brannte die Deckenleuchte.

»Mach es!« flüsterte Sheila. »Mach es schnell! Ich will wissen, wie es um Bill steht.«

»Keine Sorge, das packen wir.« Ich mußte ihr einfach Mut machen, denn sie hatte eine schreckliche Zeit hinter sich. Zudem wußte ich nicht so recht, ob es richtig war, was ich da vorhatte. Vielleicht hätten wir erst versuchen sollen, mit ihm zu reden.

Die Geräusche belehrten mich eines Besseren.

Nicht mehr klagend, mehr drohend und gefährlich.

»Da, John, hörst du's?«

»Sicher.« Ich bückte mich und nahm Maß. Etwa in Höhe des Schlosses wollte ich die Stange ansetzen. Schon beim ersten Versuch fand ich die Lücke. Ich brauchte nicht einmal sehr stark zu drücken, die abgeflachte Seite glitt wie von selbst in den Spalt.

Dann hakte sie fest.

Ich gab Druck.

Erst vorsichtig, weil ich möglichst keine Geräusche verursachen wollte. Ich gab mehr Druck, dann noch mehr, hörte das Splittern und das Reißen des Holzes, als es aus seinem Gefüge gezerrt wurde.

Ich drehte mich, gab noch einmal Druck, bog die Stange zur Seite und wuchtete mich gleichzeitig mit der rechten Schulter gegen die Tür.

Die Tür flog fast in den Raum hinein und ich gleich mit.

Ich stolperte über einen Hocker, der sonst nicht an diesem Ort stand, fing mich ab, blieb auf den Beinen, schleuderte die Stange weg und griff zur Waffe.

Es war nicht nötig.

Keiner hechtete auf mich zu, niemand wollte etwas von mir. Im Zimmer war es still wie in einem Grab. Und als ich Bill Conolly auf den Boden liegen sah, dachte ich sofort an einen Toten…

***

Hinter mir hörte ich einen Schrei, dann stürmte Sheila an mir vorbei und auf ihren Mann zu. Sie fiel neben ihm auf die Knie, sie faßte nach seinem Gesicht, die Hände glitten über den Hals, um nach dem Puls zu fühlen.

»Er lebt, John! Er lebt!«

»Okay!«

Ich hätte mich gern um Bill gekümmert, aber die andere Gestalt war wichtiger.

Sie kauerte auf dem Boden, drehte mir den Rücken zu und hatte den Kopf nach vorn gedrückt. Sheila hatte von einer schwarzen Gestalt gesprochen, schon jetzt erkannte ich, daß dies auf keinen Fall stimmen konnte. Was da so gnomenhaft in der Hocke kauerte, war ein menschliches Wesen, aber es war nicht schwarz.

Deren Haut sah aus wie mit Mehl gepudert, so bleich und auch so knochig, nicht einmal zu vergleichen mit der Haut eines Toten, sondern anders und auch unheimlicher.

Ich schaute kurz zu den Conollys. Sheila hatte den Kopf ihres Mannes angehoben. Sie stützte ihn mit einer Hand ab, mit der anderen strich sie über sein blasses Gesicht. An seiner Stirn schimmerte ein dunkler

Fleck, eine Beule.

Die andere Gestalt rührte sich nicht. Sie mußte meine Tritte hören, denn auch auf dem Teppichboden konnte ich nicht lautlos gehen. Dennoch traf sie keinerlei Anstalten, sich herumzudrehen und blieb regungslos hocken.

Erst jetzt fiel mir der ungewöhnliche Geruch auf. Ich war oft genug bei meinen Freunden zu Gast gewesen, doch einen derartigen Geruch hatte ich noch nie wahrgenommen, auch dann nicht, als Nadine Berger noch eine Wölfin gewesen war.

Es roch nach irgendwelchen scharfen Gewürzen, die wohl verbrannt worden waren.

Höllengestank?

Ich mußte mit allem rechnen, in meinem Job gab es so gut wie keine Überraschungen, und daß der Teufel mal wieder seine Finger im Spiel hatte, war gut möglich.

Dicht neben der fremden Gestalt blieb ich stehen, hob etwas den Fuß an. Mit der Spitze drückte ich gegen das dunkle Jackett an seinem Rücken.

Der Mann kippte nach vorn.

Er streckte nicht einmal die Arme aus, er fiel einfach um und blieb liegen.

Das begriff ich nicht, denn dieser Lane war nicht eingefroren. Dennoch hatte sein Körper eine Starre bekommen, für die ich keine Erklärung fand.

Da lag er nun, war auf die Seite gerollt, hatte die Beine aber noch angezogen, als wollte er seine Hockhaltung um alles in der Welt nicht aufgeben.

Dadurch konnte ich mir sein Gesicht genauer ansehen. Es hatte dieselbe Farbe wie seine Hand. Unnatürlich bleich, als wäre das Blut aus ihm herausgesaugt worden. Er war nicht mehr als eine bleiche Gestalt.

Auch eine tote?

Die Waffe steckte ich weg, als ich mich diesmal bückte, um mir den Verleger aus der Nähe anzuschauen. Auf seinem ziemlich runden Kopf lag das glatte Haar in Strähnen.

Ich konzentrierte mich auf seine Augen.

Lebten sie, waren sie tot? Sie sahen beinahe aus, als wären sie künstlich, ich aber wollte es nicht glauben. Auch wenn Lane aussah wie tot, meiner Ansicht nach lebte er noch.

»Was ist mit ihm?« hörte ich Sheilas Flüsterfrage.

»Wenn ich das wüßte.«

»Tot?«

»Kann ich nicht sagen.«

Nein, er war nicht tot. Bevor ich nach seinem Herzschlag fühlen

konnte, bewegte er seine Augen.
Selbst die Wimpern kamen mir bleich vor, und er zwinkerte mir zu. Es wirkte wie eine kleine Verschwörung zwischen mir und ihm.
»Sind Sie okay?«
»N… nein«, die Antwort bestand mehr aus einem Röcheln. »Es geht zu Ende mit mir.«
»Warum?«
»Schatten, die Schattenreiter, die Schattenräuber. Ich, Vernon Graves und Don Frazer.«
»Wieso?«
»Fehler gemacht«, hauchte er. »Große Fehler gemacht. Jetzt sind Sie da. Wir haben Geld… verkauft… Schatten… aufpassen, wenn Sie kommen. Sie haben mir alles genommen. Ich bin der letzte. Sie haben mir alles ausgesaugt. Wasser, Seele, Leben…«
»Wer hat es getan?«
Sein Körper zuckte, der Kopf bewegte sich zur Seite, so daß ich jetzt direkt in sein Gesicht schauen konnte, das mir wie eine weißgepuderte gepuderte Maske vorkam.
Seine Augen waren bereits ohne Glanz. Sie glichen polierten Steinen, die jemand in die Höhlen hineingedrückt hatte. Die Lippen waren ebenfalls in dem blassen Gesicht kaum zu erkennen. Sie sahen etwas roter aus, für mich jedoch wirkten sie blutleer.
»Ich… ich wollte alles beichten… zu spät. Ich habe kein Leben mehr, ich habe mich verkauft. Man kann nicht ohne leben…«
»Ohne was, Mr. Lane?«
»Ohne… ohne…«, er schnellte plötzlich mit der oberen Hälfte des Körpers hoch, auch seine Arme bewegten sich. Mit dem einen wollte er nach mir greifen, war aber zu schwach, so daß sein Arm wieder nach unten fiel und die flache Hand zu Boden klatschte.
Ich faßte ihn an, ich wollte ihn wieder anheben, sein Körper war kalt und schwer wie Stein.
Kein Herzschlag mehr, kein Atem. Beides war in den letzten Sekunden eingefroren.
Himmel, was ist das nur gewesen?
Ich strich über sein Gesicht. Keine Frische, keine Wärme, kein Blut mehr, nur diese schreckliche Blässe, die das genaue Gegenteil von einem Schatten war.
Aber Sheila hatte von einem Schatten gesprochen. Nun ging ich ebenfalls davon aus, daß sie keinem Irrtum erlegen war. Es mußte diesen Schatten gegeben haben. Wahrscheinlich hatte dieser bleiche und jetzt tote Mensch Besuch bekommen.
Ich stand wieder auf.
Sheila brauchte die Frage nicht zu stellen, eine Antwort bekam sie auch so von mir. »Er ist leider tot. Wir werden von ihm nichts mehr zu

hören bekommen. Es… es tut mir leid, da war nichts zu machen. Er hat es gewußt, und wahrscheinlich hat er auch darauf hingearbeitet.«

Sie senkte den Kopf und holte tief Luft. Im Zimmer war es warm, und der Geruch hatte sich nicht verflüchtigt.

Ich trat an das Fenster und zerrte den Vorhang zur Seite. Mein Blick fiel in den Garten, der von ein paar Leuchten erhellt wurde.

Die Schatten überwogen natürlich, und sie ließen mich wieder an die Worte des toten Verlegers denken.

Er hatte mit Schatten zu tun gehabt, obwohl er selbst so schrecklich bleich gewesen war. Wie konnte das nur möglich sein? Welches magische Paradoxon steckte dahinter?

Wenn ich den Begriff Schatten erweiterte, führte dies zu einem anderen, zu der Schattenwelt. Da war es durchaus möglich, daß er Kontakt zu einer anderen Dimension gehabt hatte, eben zu dieser geheimnisvollen Schattenwelt, in der die Gesetze der Finsternis, des Pandämoniums regierten. Aber auch die Hölle, was immer man darunter zu verstehen hatte, wurde oft mit dem Begriff Schattenwelt umschrieben. Auch sie hätte einen Kontakt mit Perry Lane haben können.

Sheila sprach mit mir und unterbrach meine Überlegungen. »John, ich möchte Bill hochlegen. Hilf mir.«

Schnell war ich bei ihr. Gemeinsam packten wir zu und drückten Bill in einen Sessel. Die Beine vorgestreckt, blieb er halb sitzend und halb liegend.

»Ich hole mal etwas Riechsalz, Wasser und auch Tücher. Die Beule ist in den letzten Sekunden sogar noch gewachsen, habe ich das Gefühl. Ich begreife auch nicht, wo er sie sich geholt haben kann.«

»Sieht aus, als wäre er mit der Stirn irgendwo gegen gefallen«, murmelte ich, hatte aber ins Leere gesprochen, denn Sheila war bereits verschwunden.

Ein rätselhafter Fall, in dem Schatten oder Schattenwesen eine wichtige Rolle spielten. Das alles würde sich noch herausstellen, denn ich hatte vor, ebenfalls wie ein Schatten dranzubleiben. Da mußte ich einfach Klarheit haben.

Sheila kehrte zurück. Sie hatte ein Tuch mitgebracht und einen mit Wasser gefüllten Eimer. Neben Bill stellte sie ihn ab. Aus der Tasche ihrer grauen Jeans holte sie ein mit Riechsalz gefülltes Fläschchen.

»Das wird ihn wieder zu sich holen«, sagte sie und lächelte mir knapp, aber erleichtert zu.

Sie feuchtete das Tuch an, legte es auf Bills Stirn. Ich wußte, daß sie eine gute »Krankenschwester« war, blieb nicht in ihrer Nähe, sondern durchwanderte das Zimmer.

Ich wollte nach Spuren suchen, die mich eventuell weiterbrachten, nur gab es nichts zu sehen. Wer immer den Raum betreten hatte, er

war so raffiniert gewesen, keine Spuren zu hinterlassen. Er war wie ein Schatten gekommen und wie ein Schatten gegangen, als hätte er sich draußen aus dem dunklen Garten gelöst.

Als ich das Stöhnen hörte, drehte ich mich um. Ich vernahm auch das leise Fluchen und wußte nun genau, daß Bill wieder halbwegs in Ordnung war. Er hatte mich noch nicht gesehen. Mit einer sehr langsamen Bewegung hob er den rechten Arm so hoch, daß er die Hand gegen seine Stirn legen konnte.

»Ahhhh, verdammt noch mal. Ich habe mich reinlegen lassen, Sheila. Ich bin plötzlich gefallen.«

»Und dann?«

»War da die Kante.« Er stöhnte wieder. »Mist, mein Kopf. Danach wußte ich nichts mehr.«

»Typisch, Bill. Einfach abschalten und die anderen machen lassen. Finde ich…«

»Nein!« jaulte er. Sein Mund zuckte. »Sheila, träume ich?«

»Bestimmt nicht.«

»Dann ist es tatsächlich dieser komische Geisterjäger, der sich hier im Zimmer aufhält.«

»Ich habe ihn geholt.«

»Mir bleibt auch nichts erspart.«

Ich war vor Bill stehengeblieben und schaute nickend auf ihn herab.

»Manchmal kommst du direkt gelegen.«

»Weiß ich.«

»Kannst du mir meine Kopfschmerzen nicht wegzaubern, Supermann?«

»Soll ich blasen?«

»Ich hole Tabletten.« Sheila lief wieder aus dem Zimmer.

Um mich in Bills Nähe setzen zu können, holte ich mir einen Stuhl und hockte mich so nieder, daß ich die Arme auf der Lehne verschränken konnte.

Auch Bill war das Grinsen vergangen. Er schob sich selbst etwas zurück, damit ihn die Sessellehne stützte. Dann drehte er vorsichtig den Kopf nach links.

Er sah den Toten!

»O verdammt.« keuchte er.

»Ist das Perry Lane?« fragte ich.

»Wer sonst?«

»Da müssen einige Fragen beantwortet werden.«

»Kannst du wohl sagen«, flüsterte Bill. Er schauderte zusammen. Die bleiche Leiche war kein erfreulicher Anblick. »Es hat ihn also doch erwischt. Er ist zu spät gekommen, aber das war vorauszusehen, nach allem, was geschehen ist.«

»Was denn?«

Bill verzog den Mund. Es war kein Lächeln und auch kein Grinsen. »Das ist eine etwas längere Geschichte.«

»Die ich wissen muß.«

»Natürlich.«

»Aber nicht jetzt«, sagte Sheila, die zurückgekehrt war und die letzten Worte gehört hatte. »Das wirst du jetzt trinken, Bill.« Sie hielt ihm ein Glas Wasser entgegen, in dem sich die Tabletten bereits gelöst hatten. Die letzten Reste schwammen wie kleine Platten auf dem Glasboden.

Sie half ihm beim Trinken. Ich hatte hier nichts mehr zu tun. Natürlich mußte der Tote abgeholt werden, das wollte ich später in die Wege leiten. Andere Dinge waren jetzt wichtiger.

Ich verließ das Gästezimmer. Wenig später fand ich mich im Wohnraum der Conollys wieder. Dort befand sich auch der gut bestückte Barschrank, aus dem ich mir einen alten Cognac aussuchte und ihn in einen Schwenker rinnen ließ.

Mit dem Glas in der Hand wanderte ich hin und her, trank hin und wieder einen Schluck, zündete mir auch eine Zigarette an und behielt besonders das Fenster im Auge.

Die Conollys hatten im Kamin Feuer gemacht. Die Flammen vollführten ihre zuckenden Tänze, und der Widerschein ihrer gelbroten Arme sowie sie selbst malten sich in der großen Scheibe ab, hinter der ein wunderschöner Garten lag. Die Scheibe konnte automatisch versenkt werden.

Es gab auch eine Glastür, die ich von Hand öffnen konnte. Vor der Tür blieb ich stehen. Ich sah in den Garten und gleichzeitig auf die zuckenden Flammen. Den Pool deckten die Conollys im Winter ab. Auf den Holzplatten lag eine feuchte Schicht. Blätter klebten noch daran. Sie waren alt und braun. Laub vom vergangenen Jahr, das immer wieder mal durch einen heftigen Wind in die Höhe gewirbelt wurde.

Die Conollys wohnten in einer sehr ruhigen Gegend. Von den Nachbarhäusern war kaum etwas zu sehen. Zudem versteckten sie sich auf großen Grundstücken, die von hohen und dichten Hecken umgeben waren.

Im Garten bewegte sich etwas.

Zuerst dachte ich an die Flammen auf der Scheibe. Dann schaute ich genauer hin und stellte fest, daß es diese Bewegungen tatsächlich im Garten gab und sie keine Täuschung waren.

Wer hielt sich dort auf?

Ich dachte sofort an die Schatten. Schon jetzt konnte ich mir vorstellen, daß derjenige kein Geräusch hinterließ, wenn er von einem Ort zum anderen huschte.

Ich stellte den Schwenker zur Seite, drückte auch die Zigarette aus, dann öffnete ich die Tür an der Seite.

Zunächst strömte mir die feuchtkalte Luft entgegen. Ich sah den Atem vor meinen Lippen, hob das rechte Bein an und ging nach draußen, wo mir der klamme Geruch von Regen und feuchtem Laub in die Nase drang.

Es war still.

Ich zog die Tür hinter mir zu, daß sie einrastete, aber von außen zu öffnen war.

Dann trat ich aus dem Lichtschein der ersten Lampe und verschmolz mit der Finsternis.

Es war nicht völlig still. Der Wind bewegte die Zweige, er spielte mit noch vorhandenen Blättern.

Er sorgte dafür, daß sie sich schüttelten und so ihre noch auf ihnen liegenden Regentropfen verließen. Hier und da pitschten sie zu Boden.

Ich lief direkt auf den abgedeckten Pool zu. Nicht weit davon entfernt hatte ich die düsteren Bewegungen gesehen und konnte mir vorstellen, daß die Schatten dort noch lauerten.

Aber welche Schatten? Lebende? Boten aus irgendeiner Welt? Es gab sogar konkret die Welt der Schatten, denn über die herrschte ein mächtiger Dämon, der Spuk.

Warum war er mir nicht früher eingefallen? Ich hatte lange nichts mehr von ihm gehört, auch keinen Kontakt mit ihm gehabt, aber es gab ihn, und es würde ihn auch noch weiterhin geben.

Die Gewächse, bei Tageslicht und Sonnenschein wohl voneinander getrennt, wuchsen in der Dunkelheit zusammen und präsentierten sich mir als dichte Masse, von der etwas Unheimliches ausging.

Für mich war der Garten zwar äußerlich noch normal, doch hinter der Fassade lauerte etwas, das ich nicht so leicht fassen konnte. Es war zu glatt, kaum zu erklären, möglicherweise nicht zu begreifen.

Man belauerte das Haus, man belauerte die Conollys, man belauerte jetzt auch mich.

Am Rand des Pools blieb ich stehen. Der feuchte Wind wehte in mein Gesicht. Ich roch die Nässe stärker, ich schaute über die glatte Holzfläche, wo diesmal kein Schatten zu sehen war.

Ich stand regungslos.

Etwas kroch über meinen Rücken wie mit Spinnenbeinen. Unwillkürlich tastete ich dorthin, wo sich unter der Kleidung mein Kreuz befand, aber es sandte keinerlei Signale aus.

Hatte Lane nicht von Schattenreitern gesprochen?

Möglich, aber die sah ich nicht. Ich wollte es genau wissen, weil ich einfach auf mein Gefühl hörte.

Ich hätte den Pool umrunden können, darauf verzichtete ich und ging direkt über ihn hinweg. Meine Schritte hinterließen dumpfe Echos auf dem feucht gewordenen Holz. Nicht weit entfernt drängten sich Gewächse zusammen. Der Regen hatte die Blätter blank

gewaschen. Manchmal glänzten sie auf wie matte Spiegel, wenn sie dabei in den Schein einer der Laternen gerieten.

Ich mied sie. Auf einem hellen Fleck zu stehen, war mir zu gefährlich. Dann wäre ich mir wie eine lebendige Zielscheibe vorgekommen.

Etwas raschelte in meiner Nähe. Das konnte durchaus ein Tier sein, eine Maus oder ein Eichhörnchen. Mir gefiel dieses Geräusch trotzdem nicht, und ich bekam eine Gänsehaut.

Noch auf dem Holz der Abdeckung stehend, nahm ich die Bewegung wahr. Direkt vor mir löste sich etwas aus der Finsternis, das ebenso dunkel war. Eine wuchtige, dennoch leicht wirkende Masse, die mir nicht einmal dreidimensional vorkam, mir aber trotzdem einen Schauer einjagte, denn sie drehte sich und verließ den rechten Winkel, den sie bisher zu mir gebildet hatte.

Im nächsten Moment raste sie auf mich zu, und ich erkannte, auf was ich mich da eingelassen hatte.

Es war ein Schatten mit rotglühenden Augen!

***

Im Unterbewußtsein nahm ich aus der Ferne noch ein schrilles Wiehern wahr, kümmerte mich gedanklich nicht darum, denn urplötzlich und völlig lautlos war der Schatten da.

Er kam über mich wie eine Welle, die durch nichts gestoppt werden konnte, und die Welt um mich herum verschwand.

Jetzt frißt er dich!

Dieser Gedanke wirbelte mir durch den Kopf. Nur war ich kein Mensch, der sich so leicht würde fressen oder schlucken lassen. Schon gar nicht von einem dämonischen Wesen, das dabei war, mein Leben und meine Kraft in sich aufzusaugen.

Es war schwer zu beschreiben, denn das Wissen darum vermittelten mir meine Gefühle.

Ich stand in der Kälte, in der Leere und auch in der absoluten Schwärze, als hätte mich der Spuk erwischt und in sein Reich gezogen, das sich aus den Schatten der Dämonenseelen bildete.

Ich spürte keine Schmerzen, aber ich fror. Es war keine winterliche Kälte, die mich umklammerte.

Eine andere, die aus einer unerklärbaren Tiefe zu mir gekommen war, hatte den Ring um meinen Körper gebildet.

Er drückte zu.

Ich wollte atmen.

Das schaffte ich auch, doch die Luft gelangte nicht hinein bis in meine Lungen.

Für einen Schattenkiller war ich mir zu schade und kämpfte, nachdem ich den ersten Schock überwunden hatte, dagegen an. Mit

der Beretta konnte ich nichts erreichen, vielleicht mit dem Kreuz, das ich so schnell wie möglich freilegte. Dabei mußte ich die Kette über den Kopf streifen, eine im Prinzip glatte und sichere Bewegung, aber auch sie fiel mir in diesem Schattengefängnis nicht leicht, denn die Kälte fror meine Bewegungsfreiheit allmählich ein.

Ich schaffte es trotzdem, holte mit weit geöffneten Mund Luft. Dabei kam es mir vor, als würde ich den Schatten trinken oder schlucken.

Das Kreuz glänzte.

Auf einmal konnte ich es wieder sehen. Es strahlte allerdings einen dunklen Glanz ab. Vergleichbar mit einem grauen Schein, der auch bei einem bestimmten Sonnenuntergang entsteht, wenn sich die Masse der Wolken vorgeschoben hatte.

Die Angst war trotzdem nicht vorbei. In meiner Not wollte ich die Formel rufen, das konnte ich lassen, denn der Schatten war blitzschnell verschwunden.

Ich schaute in den normalen dunklen Garten, sah wieder die Umgebung, wie ich sie vor dem Auftauchen des Schattens erlebt hatte, drehte mich weg und hatte Glück, daß es die richtige Richtung gewesen war. Soeben noch konnte ich den Schatten sehen.

Er jagte an einer Laterne vorbei, hatte überhaupt keinen Kontakt mehr mit dem Boden und löschte das Licht der Laterne dabei aus. Der Schatten fraß es, das Licht war weg, die Dunkelheit dieses Wesens war einfach zu absolut.

Wahnsinn, echter Wahnsinn…

Ich taumelte zur Seite, meine Knie zitterten. Auf der Brust spürte ich einen Druck, aber ich konnte wieder normal durchatmen, und vernahm aus einer nicht bestimmbaren Distanz abermals das grelle Wiehern eines Pferds.

Schrill hallte es durch die Nacht, zog noch ein Echo hinter sich her, dann war es verstummt.

Den Beweis hatte ich nicht, für mich aber gehörten der Schatten und das Pferd irgendwie zusammen. Zudem war ich davon überzeugt, daß er und der tote Perry Lane etwas miteinander zu tun haben mußten. Möglicherweise war es sogar sein eigener Schatten.

Der Gedanke wollte mich nicht loslassen, er regte mich regelrecht an. Bis zum Fenster des Gästezimmers brauchte ich nicht weit zu laufen. Da die Vorhänge zur Seite gezogen waren, gelang mir ein Blick in den Raum. Ich stand zudem so günstig, daß ich den Toten direkt unter Kontrolle hatte.

Bill und Sheila befanden sich nicht mehr im Raum. Sie hatten ihn soeben verlassen, ich sah für einen Moment auf ihre Rücken. Im Prinzip war ich froh, daß ich ohne Störung in das Gästezimmer blicken konnte. Fragen wollte ich jetzt noch nicht beantworten.

Sie hatte das Licht brennen lassen.

Wo Licht ist, da gibt es auch Schatten. Eine alte Regel, die auch bei künstlichen Licht zutraf, wenn man Glück hatte.

Der Tote lag in dieser ungewöhnlichen Haltung auf dem Teppich. Die Deckenleuchte strahlte schräg über ihm und schickte ihr Licht gegen seinen Körper.

Schatten oder nicht?

Er warf keinen Schatten. Vielleicht war es auch nicht der richtige Winkel, daß er einen hätte werfen müssen. Mein Verdacht hatte sich nicht bestätigt, bei mir blieb weiterhin die Unsicherheit bestehen.

Der Mann war bei seinem Tod so bleich gewesen, wie ich noch nie zuvor jemand gesehen hatte. Das ließ mich sehr nachdenklich werden, denn es war ihm etwas geraubt worden. Ja, man hatte ihm, einiges weggenommen, möglicherweise seinen Schatten.

Es gab ja Legenden und Geschichten über Personen, die ihren Schatten verkauft hatten. Sie wurden natürlich ins Reich der Märchen verwiesen, aber etwas Wahres mußte doch vorhanden sein. Nicht daß ich ein leichtgläubiger Thomas gewesen wäre, mein Gedankengang basierte allein auf Erfahrungswerten.

Ich warf einen letzten Blick in das Zimmer und machte mich wieder auf den Weg.

Vor der Rückseite des Hauses und im Schein einer Lampe erkannte ich Sheilas Gestalt. Sie hatte sich eine Jacke übergestreift und rief meinen Namen in den Garten.

»Hier bin ich.«

Sie drehte sich um und sah mich. »Himmel, wo kommst du denn her, John?«

»Bestimmt nicht aus den Wolken.«

»Was wolltest du denn draußen?«

Ich hatte sie erreicht. Meine flache Hand legte ich gegen ihren Rücken. Sie drehte sich um und ging wieder ins Haus. Ich folgte ihr. Dabei hatte ich mich entschlossen, noch nichts zu sagen, aber ihre Frage mußte ich beantworten.

»Weißt du, Sheila, ich wollte nur ein wenig frische Luft schnappen und mit meinen Gedanken allein sein.«

»Soll ich dir das glauben?«

»Das ist deine Sache.« Ich hebelte die Tür wieder zu. »Wie geht es denn Bill?«

»Er leidet noch unter leichten Kopfschmerzen.«

»Stimmt nicht, John. Laß dir nur nichts erzählen. Sheila macht wieder aus einer Mücke einen Elefanten.« Bill saß in seinem Sessel und hatte die Beine ausgestreckt. Er drückte ein feuchtes Tuch gegen seine Beule, nahm die Hand dann weg und schimpfte, daß dies auch nichts brachte, wenn er da wie ein Denkmal hockte. Ich leerte mein Glas und nahm in einem zweiten Sessel Platz. Sheila blieb bei Bill. Sie

setzte sich auf die Lehne und legte eine Hand auf seine Schulter.

Eine typische Haltung, denn Sheila stand zumeist Höllenqualen aus, wenn Bill mit mir zusammen an einem Fall, arbeitete. Hier wies alles darauf hin, daß es sich wiederholen würde.

»Tja, mein Lieber«, begann ich, »wenn mich nicht alles täuscht, bist du uns einen Bericht schuldig.«

»Das meine ich auch.«

»Dann fang mal an.«

»Aber nicht überanstrengen«, warf Sheila ein. »Wenn du nicht mehr kannst, sag es ruhig. Wir haben beide dafür Verständnis, nicht wahr, John?« Sie warf mir einen messerscharfen Blick zu.

»Immer«, erwiderte ich und grinste.

Sheila glaubte mir zwar nicht, aber sie hielt ihren Mann auch nicht zurück.

Und ich hörte zunächst einmal zu.

***

Bill hatte über sein lockeres berufliches Verhältnis zu Perry Lane, dem Verleger, erzählt und sich gewundert, als Lane ihn anrief und um ein Treffen in Bills Haus bat. Der Reporter hatte eingewilligt und Lane am späten Nachmittag empfangen.

»Das war die Geburtsstunde einer phantastischen Geschichte«, sagte er und schüttelte den Kopf, als könne er es noch nicht glauben. »Ich habe natürlich gedacht, daß es um einen neuen Auftrag geht, das war ein Irrtum. Perry Lane wollte mit mir über seine eigenen Probleme reden und sah in mir die letzte Chance.«

»Inwiefern?«

»Es sollte ihm an den Kragen gehen, John.«

»Was hat er verbrochen?«

Bill lachte vor seiner Antwort. »Wenn ich dir das erzähle, wirst du mir kaum glauben, aber ich gebe wirklich nur wieder, was ich von ihm persönlich erfahren habe. Es gab da drei Männer. Don Frazer, Vernon Graves und eben Perry Lane. Die drei kannten sich schon seit ihren Studentenzeiten und haben nie den Kontakt zueinander verloren. Sie waren eine etwas versponnene, aber auch verschworene Gemeinschaft und hatten sich vorgenommen, Karriere zu machen. Sie schafften es auch, nur nicht aus eigener Kraft, jemand half ihnen dabei.«

»Der Teufel?« fragte ich.

»Keine Ahnung.«

»Was sagte den Lane?«

»Er sprach von einem Dämon, der ihm und seinen Freunden die große Karriere versprach, wenn sie ihm persönlich einen Gefallen erweisen würden. Sie sollten ihm ihre Schatten verkaufen.« Ich

schluckte Speichel. Jetzt hatte ich den Beweis für meine Annahme. Da wurde die Geschichte eines alten Märchens tatsächlich Wirklichkeit. Mir schien es, als hätten die Menschen damals, die dieses Märchen aufschrieben, ebenfalls über den Dämon Bescheid gewußt, ohne seinen richtigen Namen zu kennen. Deshalb hatten sie ihn in der Geschichte einfach als den Teufel bezeichnet.

»Das haben sie auch getan.«

»Exakt.« Bill trank einen Schluck Wasser. »Keiner hat sich geweigert, sie alle wollten ja Karriere machen, und sie schafften es auch. Die drei Männer verdienten weit mehr als der Durchschnitt. Man kann sagen, daß sie Millionäre oder Multimillionäre geworden sind. Wie dies geschah, und wer ihrem Glück dabei nachgeholfen hatte, damit wollten sie später nichts zu tun haben, daran wollten sie auch nicht erinnert werden, denn auf dem Weg nach oben hatte es zumindest bei einem von ihnen Tote gegeben. Es war nichts nachzuweisen, sie standen unter einem besonderen Schutz, der auch blieb. So vergingen die Jahre.«

»Was passierte dann?« fragte ich. »Der Dämon brachte sich wieder in Erinnerung.«

»Durch was?«

»Indem er ihnen erschien.«

»Warum?«

»Er erinnerte sie an das Versprechen, das sie ihm gegeben hatten. Er wollte ihre Schatten haben.«

Da kam ich nicht mit. »Wieso - die hatte er doch schon.«

»Nein, John, das war nicht der Fall. Er wollte sie sich irgendwann im Laufe ihres Lebens holen, und er hatte sich dabei ausbedungen, daß *er* den Zeitpunkt bestimmte.«

»Nicht schlecht«, murmelte ich. »Was geschah dann? Wir reagierten die drei Männer?«

»Überhaupt nicht. Sie taten so, als wäre es alles nicht wahr gewesen. Sie wollten nicht mehr daran erinnert werden und hielten es für einen Scherz oder eine Jugendsünde.«

»Das war fatal«, murmelte ich. »Ein gewaltiger Fehler, ein falscher Schritt, den man sich bei einem Dämon nicht erlauben kann.«

»Stimmt.«

»Wie reagierte der Dämon?«

»Er verschwand wieder. Er drohte nicht einmal. Er ließ sogar Zeit vergehen. Als ersten besuchte er dann Don Frazer. Dessen Frau fand ihren Mann im Keller des Hauses. Zusammengekrümmt in einer großen Kiste liegend, völlig bleich, fast weiß. Das versetzte den beiden anderen einen schweren Schock. Sie wollten es trotzdem nicht wahrhaben, so lange nicht, bis auch ihnen Frazer erschien.«

»Als Zombie?«

»Nein, John, als Schatten. Der Dämon holte sich seinen Schatten, und Frazer wurde dadurch getötet. Sie konnten ihn sogar noch als Schatten erkennen, aber es gelang ihnen nicht, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Außerdem wollten sie daran nicht mehr denken. Es vergingen nicht einmal vier Tage, da erwischte es Vernon Graves. Zum Jahreswechsel, in einem Schweizer Skiort. Während des Feuerwerks muß der Dämon ihn besucht haben. Als die Gäste wieder in ihr Hotel zurückgingen, blieb einer auf dem zugefrorenen See liegen. So bleich wie das Eis oder noch bleicher. Ein Toter, der keinen Schatten mehr hatte.«

»Verstehe, Bill. Blieb Perry Lane.«

»Ja, und der bekam eine wahnsinnige Angst. Er wußte nicht, was er tun sollte. An die Polizei konnte er sich nicht wenden, dort hätte man ihn ausgelacht. Was also tat er? Lane setzte sich mit mir in Verbindung, weil er ja wußte, daß ich mich für übersinnliche Phänome interessiere. Wir machten den Termin für heute aus, den Rest kennst du ja.«

»Nur daß Lane tot ist.«

»Und…?«

»Ich weiß aber nicht, wie er gestorben ist. Da bist du der einzige Zeuge gewesen. Zudem gehe ich davon aus, daß er dir noch Einzelheiten erzählt hat.«

»Sehr wenig, John.«

»Lassen wir das zunächst. Wie kam er um?«

»Nun ja, er hatte mir wirklich nur sehr wenig erzählt, als es über ihn kam. Mehr kann ich dazu auch nicht sagen. Das Grauen war da, aber ich konnte es nicht sehen. Er fing an,, sich zu verändern, er wurde plötzlich schwarz, er schrie, er tobte. Ich wollte ihn festhalten, er stieß mich zurück, ich stolperte, drehte mich noch und übersah eine Tischkante. Ich prallte dagegen, und anschließend gingen bei mir die Lichter aus. Was weiter geschah, weiß ich von Sheila. Sie hat ja die Schreie und das Stöhnen gehört. Perry Lane muß wahnsinnig gelitten haben, mehr, als einem Menschen zuzumuten ist.«

»Ja«, flüsterte ich, »und dann war er so bleich.«

»Ohne Schatten«, murmelte Sheila. Sie schüttelte sich, als hätte man sie mit kaltem Wasser begossen. »Ich komme da nicht mit, das ist einfach grauenhaft. Es will nicht in meinen Kopf, und ich frage mich, wer so etwas tut?«

»Im Märchen ist es der Teufel«, sagte Bill.

»Was ich nicht glaube.«

Sheila und Bill schauten mich an.

Ich lächelte knapp und äußerte meinen Verdacht. »Für mich ist es der Spuk gewesen. Den Ausdruck Teufel hat Perry Lane sicherlich nur als Synonym benutzt. Ich kenne Asmodis. Daß er an den Schatten der Menschen interessiert ist, möchte ich zwar nicht abstreiten, wenn ich

mich auf die alten Märchen berufe, aber das ist auch alles.«
Bill nickte, verzog aber das Gesicht. Er hatte sich zu viel zugemutet. »Vorausgesetzt, es ist der Spuk. Welche Motive leiten ihn dann? Weißt du das?«
»Nein. Aber ich werde es herausbekommen.«
»Wir werden es herausbekommen, John, wir.«
Sheila wollte protestieren, aber Bill sprach schnell weiter. »Durch mich ist John in den Fall hineingeraten. Ich muß am Ball bleiben.«
»Willst du auch deinen Schatten verlieren?«
Der Reporter grinste. »Auf keinen Fall. Zudem habe ich meine Karriere hinter mir.«
Sheila war davon nicht zu überzeugen, und ich wechselte das Thema. »Ich würde gern von dir wissen, was du sonst noch weißt? Was hat dir Lane erzählt?«
»Nicht sehr viel. Es erwischte ihn zu schnell,, aber er konnte noch von früher reden, als alles begonnen hatte und sie sich mit diesem Dämon trafen. Er konnte mir nicht sagen oder wollte es auch nicht, wie der Kontakt zustande gekommen ist, es steht allerdings fest, daß sie sich mit diesem Dämon in einer alten einsamen Burg oder einem Schloß getroffen haben.«
»Kennst du den Namen?«
»Ja, es liegt in Schottland.«
Ich dachte an die alte Seelenburg, die auch einmal durch den Spuk beherrscht worden war, verwarf den Gedanken wieder und wollte wissen, ob Bill den genauen Ort kannte.
»So ungefähr«, gab er zu und tupfte Schweiß von seiner Stirn. Sheila beobachtete ihn mit Sorge.
»Die Burg liegt irgendwo zwischen Loch Ness und Loch Morar.«
»Also sehr einsam«, murmelte ich. Diesen Flecken Erde kannte ich. Dorthin hatte mich schon so mancher Fall geführt.
Sheila widersprach indirekt. »Glaubt ihr denn, daß es etwas bringt, wenn ihr hinfahrt?«
»Irgendwo müssen wir anfangen.«
»Du, John, es ist *dein* Job, aber nicht der von Bill. Du hast die Schreie nicht gehört, du hast nicht erlebt, wie grausam es sein kann, wenn man als Zeugin…«
»Ja, ja, Sheila«, sagte ihr Mann. »Vergleiche bitte nicht Äpfel mit Birnen. Wir sind nicht wie die drei. Wir haben unsere Schatten nicht verkauft. Wir wollen die Schatten der Männer nur stellen, damit sie nichts mehr anstellen können.«
»An was habt ihr denn da gedacht?«
Ich hob die Schultern. »Konkret kann ich es dir nicht sagen, Sheila. Ich rechne allerdings damit, daß sie auf Jagd gehen werden, denn irgendeine Aufgabe müssen sie haben. Wir werden sie auf jeden Fall

suchen, finden und, wenn möglich, vernichten.«
»Damit kämt ihr dem Spuk möglicherweise in die Quere.« Sheila bewies, daß sie sich auskannte.
»Ist ein Problem«, gab ich zu.
Sie lachte mich aus. »Und gegen diesen Dämon wollt ihr gewinnen, John? Das ist euch bisher noch nicht gelungen. Ich weiß zwar, daß der Spuk sich manchmal relativ neutral verhält, aber wenn es ihm direkt an den Kragen geht, wird er sich schon zu wehren wissen.«
»Bei mir hat es der Schatten nicht geschafft«, sagte ich und hatte damit das Thema gewechselt.
»Wieso?« Sheila und Bill sprachen wie aus einem Mund und schauten mich verständnislos an.
»Ja, in eurem Garten. Ich habe dir vorhin nicht die ganze Wahrheit gesagt, Sheila. Natürlich wollte ich Luft schnappen, das habe ich auch getan. Nur kam mir da dieser Schatten in die Quere.« Ich berichtete Einzelheiten und vergaß auch nicht, das ferne Wiehern eines Pferdes zu erwähnen.
Damit konnten die beiden Conollys nichts anfangen. Wir einigten uns schließlich darauf, daß es nicht nur Schatten, sondern auch Schattenreiter waren.
»Das macht den Fall aber nicht leichter«, sagte Sheila.
»Stimmt.«
»Bleibt es bei eurem Entschluß?« Sie schaute Bill dabei an, sah sein verlegenes Lächeln und winkte gleich ab.
»Damit es dich beruhigt, Sheila«, sagte ich. »Wir werden Suko als Aufpasser für uns beide mitnehmen.«
Sie lachte prustend. »Fragt sich nur, wer da mal wieder auf wen aufpassen muß.«
Da hatte sie irgendwo recht. Das allerdings gab ich vor ihr nicht offen zu…

***

In diesem Winter hatte es schon geschneit, und in den höheren Lagen war der Schnee auch liegengeblieben. Nach einem Wärmeeinbruch begann aber das Tauwetter, doch nicht alles war geschmolzen. Breite Reste und Streifen waren zurückgeblieben, grau in der Grundfarbe, aber immer variierend, mal heller mal dunkel wie alte Asche.
Überhaupt wirkte zu dieser Zeit die Welt in den Highlands, wie von einem düsteren Deckel übertüncht. Da trieben die Wolken wie gemächlich segelnde Ungeheuer heran. Sie bildeten auch den Nebel, der die Kälte wie mit großen Händen dem Boden entgegendrückte.
Es war Tag, dennoch wirkte die Gegend wie kurz vor Einbruch der Dämmerung. Es waren kaum Menschen unterwegs. Touristen mieden im Januar die Highlands, es sei denn, sie gehörten zu den absoluten

Fans, die Schottland immer und ewig liebten, aber davon gab es leider nur sehr wenige.

Im Sommer wanderten die Rucksack-Touristen auf den einsamen Pfaden und Wegen von See zu See. Im Winter war alles anders.

Und doch gab es eine Person, die unterwegs war. Eine Frau, mit dem Namen Fabienne Stone. Sie fuhr nicht zum Spaß durch die Highlands, sondern war beruflich unterwegs.

Sie hatte lange studiert, lange auch hin und her experimentiert, bis sie schließlich einen Job gefunden hatte, bei dem sie das Gelernte mit ihren Reiseneigungen in Einklang bringen konnte.

Fabienne Stone war studierte Historikerin. Nach dem Verlassen der Uni hatte sie schnell eingesehen, daß die Türen für eine Historikerin nicht eben offen standen. Wenn sie sich näher für eine Anstellung interessiert hatte, mußte sie schnell einsehen, daß die Bezahlung nicht ihren Wünschen entsprach.

Aber Fabienne war zäh. Sie gehörte nicht zu den Menschen, die schnell aufgaben. Nachdenken und kreativ sein gehörte zu ihren hervorstechenden Eigenschaften, und so hatte sie es irgendwann geschafft, bei einem bekannten Touristik-Unternehmen einen Job zu bekommen, bei dem Hobby, Arbeit und Wissen eine Symbiose eingingen.

Vielleicht war sie sogar die erste Historikerin in der Tourismus-Branche, denn sie war unterwegs, um Orte auszusuchen, die sich »ausschlachten« ließen, ohne daß der Massentourismus die historischen Stätten dabei zerstörte.

Fabienne suchte nach alten Burgen, Schlössern, Landgütern, die historisch bedeutsam waren, und forschte dann, wenn sie die Orte gefunden hatte nach, was darüber an Informationen noch vorhanden war. Da hatte sie schon manchen Fischzug gelandet, und wissensdurstige Menschen an Stellen und Orte gebracht, die kein Reiseveranstalter anbot. Sie lagen auch abseits der großen Linien, waren jedoch unter Kennern zu Geheimtips geworden. Fabienne hatte für die Firma TAHJ (Travel and History Journey) auch Geld in die Kassen gebracht. Das Geschäft lief prächtig.

Natürlich wußten auch die Chefs, welchen Goldfisch sie da an der Leine hatten. Fabiennes Gehalt hatte sich entsprechend erhöht.

Ihr machte die Arbeit Spaß. Da konnte sie suchen, forschen, Ratschläge und Tips geben, hielt sogar Kurse ab, um andere Reiseleiter einzuarbeiten, denn sie konnte nicht überall sein, um den Wissensdurst der Menschen zufriedenzustellen.

Wenn sie unterwegs war, fuhr sie ihren Jeep. Sie liebte den blau und weiß gestrichenen Wagen, der auch die schwierigsten Strecken bewältigte.

Fabienne machte der Job Spaß. Sie ärgerte sich auch nicht über das

Wetter, sie war immer parat, und als Single war sie sowieso unabhängig.

Dreißig Jahre war sie mittlerweile geworden, stand mit beiden Beinen mitten im Leben, lechzte stets nach neuen Aufgaben und kam sich dabei vor wie ein Detektiv.

Sie war eine Frau, die anpacken konnte, die wußte, worauf es ankam, die sich nicht ins Bockshorn jagen ließ, die aber trotzdem nicht männlich wirkte oder zu den Emanzen gehörte.

Sportlich, das blonde Haar halblang geschnitten, sie liebte es, wenn der Wind hindurchfuhr, deshalb verzichtete sie auf eine moderne Frisur. Schlank, das Gesicht immer leicht gebräunt und vielleicht ein wenig zu knochig, denn die hochstehenden Wangenknochen sprangen ihrer Meinung nach zu stark vor. Ihr Mund war etwas scharf geschnitten, wirkte dabei aber wie gemalt. Sie freute sich, daß sie bei ihrer Arbeit sportliche und bequeme Kleidung tragen konnte. Auf modischen Schnickschnack verzichtete sie ebenso wie auf ein zu starkes Make-up. So etwas paßte einfach nicht zu ihr.

Pullover, eine Jacke mit vielen Taschen, Jeans, halbhohe Stiefel mit fester Sohle. Das war eigentlich ihre Berufskleidung, in der sich Fabienne mehr als wohl fühlte.

Nur gefiel ihr das Wetter nicht.

Auch wenn die Straßen nur wenig befahren waren, geriet sie im Nebel doch immer in die Gefahr, bei höher gelegenen Strecken vom Weg abzukommen und den Hang hinabzurutschen.

Außerdem kostete sie das Wetter Zeit. Fabienne gehörte zu den Menschen, die gern pünktlich waren, wenn sie eine Verabredung getroffen hatten. Heute würde sie es nicht schaffen, obwohl sie schon wesentlich früher losgefahren war.

Es klappte einfach nicht. Um die zahlreichen Seen hatte sich der Nebel so stark verdichtet, daß sie manchmal so gut wie überhaupt nichts sehen und nur mehr im Schrittempo fahren konnte. Mehr als einmal drang dabei ein ziemlich undamenhafter Fluch über ihre Lippen, aber es ließ sich nun einmal nicht ändern. Sie hatte sich Schottland ausgesucht und mußte auch mit den Wetterbedingungen leben.

Zum Glück schwächte sich die graue Brühe hin und wieder ab. Ein unheimliches Wetter, ein Wetter, das in diese Gegend paßte.

Schottland und Nebel, das gehörte zusammen wie die Sonne zum Sommer. Man mußte die Landschaft lieben, um hier zu bleiben, und Fabienne war eigentlich nie glücklich, wenn sie sich in Glasgow aufhielt, um in der Zentrale Büroarbeiten zu erledigen oder neue Kurse vorzubereiten.

Auch die Geräusche klangen anders. Viel leiser und gedämpfter. Das Knirschen der Reifen auf dem unebenen Boden kam ihr vor, als wäre

es meilenweit entfernt, und auch das Krächzen der Vögel kam ihr fremd vor. Es waren zumeist Raben, Krähen und Elstern, die durch den dicken Nebel flogen oder so hoch stiegen, daß sie über ihm ihre Kreise ziehen konnten. Manchmal, wenn sie die Geräusche hörte, hatte sie das Gefühl, ausgelacht zu werden. Man amüsierte sich eben über die einsame Fahrerin, die durch die Bergwelt schaukelte.

Ihr Ziel war ein altes Schloß, das es schon vor achthundert Jahren gegeben hatte. Daß es nicht eine durch Kriege gewordene Ruine geblieben war, verdankte es einem spleenigen Whiskyhändler, der jeden Shilling in die Renovierung hineingesteckt hatte, aber daran finanziell zugrunde gegangen war. Er hatte soeben noch verkaufen können, um den Großteil der Schulden mit dem Erlös abzudecken. TAHJ hatte ihm ein faires Angebot gemacht und das alte Schloß weiter renoviert, denn es sollte im nächsten Sommer als Hotel eröffnet werden, um als Ausgangspunkt für zahlreiche Touren zu dienen.

Bis dahin mußte noch einiges getan werden, aber sie waren im Zeitplan, es würde zu schaffen sein.

Im Winter konnte das Schloß auch schon genützt werden. Fabienne hatte es sich ausgesucht, um einen Kursus abzuhalten. Einige Mitarbeiter verfügten leider über zu geringe historische Kenntnisse, um bei TAHJ als Reiseleiter fungieren zu können. Die mußten eben aufgemöbelt werden. Dafür war Fabienne die richtige Frau.

Die Männer und Frauen waren noch nicht eingetroffen. Erst Ende Januar sollte der Kurs beginnen, aber Fabienne wohnte bereits im Schloß, das für eine einzelne Person einfach zu groß war. Daß sie sich nicht einsam fühlte, lag daran, daß sie es einem kleinen Wanderzirkus gestattet hatte, im Schloßhof die kalten Monate zu verbringen. Zumindest bis Ende Januar, wenn der Kurs anfing. Wie es dann weiterging, darüber hatte sie noch nicht konkret nachgedacht.

Jedenfalls gefielen ihr die Männer, Frauen und Kinder. Dieses Völkchen hatte auch im Laufe der Zeit noch nichts von seinem Reiz verloren. Nach wie vor umwehte es ein Hauch von Abenteuer, ein Duft von Freiheit und einer gewissen Lebensphilosophie, die auch sie mochte. Sie kam gut mit den Zirkusleuten aus, dachte an Abende zurück, die einfach herrlich gewesen waren und schon kleinen Festen glichen.

Auch der heutige Abend sollte ein Fest werden. Trotz der kühlen Witterung wollten sie im Freien einen Hammel über dem offenen Feuer braten und zuschauen, wie er sich am Spieß drehte. Da schreckte auch die Kälte nicht ab, und das Feuer vertrieb den Nebel. Zudem gehörte zu den Zirkusleuten eine alte Frau, die herrliche Geschichten erzählen konnte. Alte Sagen und Legenden, zumeist aus den Balkanländern stammend. Aber immer wieder Geschichten, die von Liebe, Tod, Rache und Grauen berichteten und manchem Zuhörer

eine Gänsehaut über den Rücken fließen ließen, besonders in einer von Nebel umwallten Umgebung wie der Burg.

Fabienne Stone hatte zwar die Scheinwerfer eingeschaltet, dennoch fuhr sie mehr nach dem Gefühl.

Sie konnte auch nicht genau sagen, wo sie sich befand, der Nebel deckte alles zu. Bei freier Sicht gab es genügend Punkte, an denen sie sich hätte orientieren können, aber bei diesem Wetter verließ sich die Frau mehr auf ihr Gefühl.

Sie hatte sogar die Scheibe an der rechten Seite herabgedreht. Hin und wieder mußte sie einfach den Kopf ins Freie stecken, um festzustellen, wie dicht sie sich am Rand des Wegs entlangbewegte, denn oftmals kippte er ziemlich steil nach unten weg. Ein falsches Bewegen des Lenkrads, und es war vorbei.

Schon merkte sie es.

Das rechte Vorderrad wollte nicht mehr so richtig packen. Es schlingerte, der Boden krümelte weg, und das geschah beinahe wie im Zeitlupentempo.

Im letzten Augenblick zerrte sie das Lenkrad nach links. Allerdings nicht zu sehr, sie behielt dabei die Nerven, atmete durch, als sie es geschafft hatte, und rollte dann langsam und vorsichtig weiter, bis sie die Gewißheit hatte, daß auch die Hinterräder nicht mehr abrutschen konnten.

Geschafft!

Sie stoppte.

Für einen Moment schloß sie die Augen. Ihre Lippen zuckten. Es war kalt, dennoch lag der Schweiß auf ihrer Stirn. Er war so kalt wie altes Fett, das im Kühlschrank gelegen hatte.

Fabienne konnte sich ungefähr vorstellen, wo sie sich befand. Am Fuß eines mächtigen Hügels. Der Weg führte in halber Höhe um ihn herum wie ein schmaler grauer Schal.

Auf einige Minuten kam es ihr jetzt nicht mehr an. Sie holte tief Luft. Mit dem Taschentuch tupfte sie sich den Schweiß von der Stirn. Beide Hände legte sie anschließend um das Lenkrad und ließ sich nach vorn sinken. Beinahe so weit, bis ihre Stirn das Lenkrad berührte. Ein Schauer lief im nachhinein über ihren Rücken. Das war verflucht knapp gewesen. Ihr Herz klopfte schneller als gewöhnlich, hinter ihren- Schläfen tuckerte es. Sie war doch nicht so abgebrüht, wie sie es sich eigentlich gewünscht hätte. Doch diesen verfluchten Nebel mußte eben jeder Tribut zollen.

Tief durchatmen, allmählich wieder zu sich selbst und der alten Form finden, das zählte jetzt. Ansonsten sich nicht nervös machen lassen, denn so etwas konnte jedem passieren.

Es fiel ihr erst jetzt auf, daß sie den Motor abgewürgt hatte. Um sie herum war es still geworden.

Der Nebel schluckte die Geräusche, nur das leise Knacken und Zerren nicht, das der sich allmählich abkühlende Motor abgab.

Stille und Nebel!

Der Nebel drang, wie von Geisterhänden geführt, durch die heruntergekurbelte Scheibe in den Wagen. Er kam, wie ein kaltes Gespenst, eine dicke Wolke, gefüllt mit einer unheimlichen Botschaft aus fernen Welten.

Fabienne wunderte sich über sich selbst. Wie war es nur möglich, daß sie derartige Gedanken führen konnte? Das hatte sie doch sonst nicht getan. Es lag möglicherweise am Nebel, der diese unheimlichen Botschaften transportierte.

Sie wollte weg. Der Weg würde bald durch Wiesen führen, auf denen im Sommer die Schafe weideten.

Ihre Finger berührten den Zündschlüssel, ohne ihn umzudrehen. Sie wußte selbst nicht genau, weshalb sie nicht startete, aber da hatte es irgend etwas gegeben, das sie störte.

Was konnte es sein?

Sie schaute aus dem offenen Fenster.

Nichts war zu sehen, bis auf diese unheimliche graue Wand, die nie ruhig war, sich vorschob und sich gleichzeitig wieder zurückschob, ohne daß sie an Entfernung gewann.

Der Nebel war zwar nicht ihr Freund, sie hatte sich damit abgefunden, daß es ihn zu dieser Jahreszeit gab. Als Feind jedoch sah sie ihn auch nicht an.

Bis zu diesem Zeitpunkt.

Plötzlich fror sie und fürchtete sich gleichzeitig vor ihm. Sie mochte ihn nicht, sie haßte ihn plötzlich, sie hatte das Gefühl, als hätte sich darin etwas versteckt, das nicht gesehen werden sollte. Sie sah es auch nicht, aber sie spürte es.

Etwas kam…

Etwas näherte sich…

Fabienne hatte einen trockenen Mund bekommen. Verdammt, sagte sich die junge Frau, du bist doch sonst nicht so ängstlich und hast über den Nebel nur gelacht.

Heute nicht.

Heute war er anders, heute war er sogar gefährlich, als hätte sich in ihm etwas Bestimmtes verborgen, das nicht in diese Welt hineinpaßte und aus einer anderen gekommen war.

Aus welcher? Und was war es denn?

Fabienne atmete durch die Nase ein. Über ihren Rücken lief ein kalter Schauer.

Noch umgab sie diese gefährliche und bedrückende Stille. Das aber änderte sich, denn sie hörte plötzlich etwas, das sie überhaupt nicht nachvollziehen konnte.

Aus der Tiefe der Nebelschwaden drang ein unheimlich klingendes dumpfes Klopfen.

Zuerst fand Fabienne keine Erklärung dafür, suchte danach, überlegte hin und her und kam schließlich zu einer Lösung. Sie dachte daran, daß sie in ihrem Leben auch schon geritten war. Als Teenager waren Pferde ihre große Leidenschaft gewesen, und diese Geräusche hörten sich tatsächlich so an, als wären Pferde unterwegs, auch wenn der Nebel sie stark verzerrte. Im Prinzip jedoch waren sie zu erkennen.

Pferde im Nebel?

Wer war denn so verrückt und ritt während dieser Zeit durch eine Gegend, in der kaum die Hand vor Augen zu sehen war. Wie leicht konnten die Tiere da stolpern und sich etwas brechen, und dabei zogen sie dann auch ihre Reiter mit ins Verderben.

Eigentlich wäre es am besten gewesen, jetzt zu starten und wegzufahren, das aber brachte Fabienne nicht fertig. Sie blieb hinter dem Lenkrad hocken und wartete ab.

Nicht nur das dumpfe Klopfen der Hufe hörte sie, ein anderes typisches Geräusch klang ebenfalls auf.

Wiehern!

Jetzt gab es für sie nicht mehr den geringsten Zweifel, daß Pferde in der Nähe waren.

Es klang seltsam, aber das Wiehern der Tiere hatte sie irgendwo beruhigt. Sie konnte wieder besser nachdenken und versuchte herauszufinden, woher die Tiere wohl stammten. Ihres Wissens gab es in der Nähe kein Gestüt, freilaufende Wildpferde existierten hier auch nicht. Es mußten Reiter sein, die einen Ausflug unternommen hatten.

Aber nicht bei diesem Nebel!

Fabienne wollte daran einfach nicht glauben. Mit einer nervösen Bewegung strich sie durch ihr Blondhaar. Die Strähnen endeten etwa in halber Halshöhe, waren feucht geworden und ringelten sich deshalb zu Locken zusammen.

Sie beugte sich aus dem Fenster. Nichts zu sehen.

Keine Schatten im Nebel, aber das Klopfen der Hufe blieb und auch das so fern klingende Wiehern.

Was konnte das nur sein?

Sie überlegte weiter, strich über ihre Wange, spürte auf dem Rücken abermals den Schauer, atmete tief ein und gestand sich selbst zu, daß ein Gefühl der Furcht in ihr hochkroch. Nicht das sie an Gespenster oder Geisterreiter geglaubt hätte, so etwas gab es nur in den alten Geschichten, doch in dieser Gegend, zumal wenn derart starker Nebel herrschte, konnten einem realistisch denkenden Menschen schon komische Gedanken kommen.

Fabienne konnte sich wehren. Sie war eine Frau, die es gelernt hatte, sich durchzusetzen, aber mit diesem unheimlichen Vorgang kam sie

einfach nicht zurecht.

Der war einfach nicht zu erklären, da schossen ihr zahlreiche Vermutungen durch den Kopf, die sie nicht in eine Reihe brachte. Es war zu unheimlich.

Sie ärgerte sich darüber, daß sie auf einem relativ schmalem Weg stand. Sie wollte ihn auch nicht mehr an der rechten Seite entlangfahren. Es war besser, wenn sie sich mehr links hielt, wo eine schräge Wand in die Höhe wuchs.

Noch einmal lauschte sie. Diesmal war es still.

Kein dumpfes Schlagen der Hufe, kein Wiehern mehr, nur die bedrückende Ruhe der Landschaft.

Diesmal schaffte sie es.

Eine Umdrehung des Zündschlüssels reichte. Der Motor sprang so wunderbar sanft an. In dieser Gegend mußte man sich eben auf das Fahrzeug verlassen können, sonst sah man verdammt mies aus.

Sie fuhr los.

Langsam nur, auch jetzt nicht mehr als im Schrittempo, obwohl sie sich weiter vom Rand entfernt befand als zuvor.

Sie vergaß die Gefahren zwar nicht, aber sie drängte sie einfach zurück. Nur nicht daran denken, das machte nur irre. Immer weiter fahren, das Ziel vor Augen haben. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie es erreicht hatte.

Und doch kam alles anders.

Sie befand sich noch auf demselben Weg und hatte schon tief durchgeatmet, weil sie so etwas wie eine Erleichterung spürte, als diese ihr radikal genommen wurde.

Aus dem Nebel löste sich der Schatten. Er stand mitten auf dem schmalen Weg und macht keine Anstalten, auszuweichen.

Fabienne stoppte.

Der Jeep rutschte noch ein wenig vor, dann endlich kam er zum Stehen. Fabienne starrte in den Nebel hinein, aus dem sich die Gestalt hervorschälte.

Es war ein Reiter. Sie sah das Pferd, und sie sah auch ihn.

Sie sah auch noch mehr.

Dieser unheimliche Reiter war eine düstere Gestalt mit zwei roten Augen, die sie anstarrten wie mit Höllenfeuer gefüllte Laternen…

***

Das war kein Irrtum, keine Halluzination, diese Erscheinung gab es wirklich.

Plötzlich zitterte Fabienne. Angst schoß in ihr hoch. Sie spürte einen Druck hinter den Augen, als wären Tränen dabei, sie nach vorn zu drücken. Was wollte der Unheimliche von ihr? Weshalb war er gekommen?

Er hockte auf einem Pferd. Da es beinahe dieselbe Farbe hatte, wie der Nebel, war es so gut wie nicht zu erkennen, und die Gestalt sah so aus, als würde sie in der Luft schweben und eins mit dem Nebel werden.

Am meisten störten Fabienne die glühenden Augen. Sie waren wie blutige Schlitze, sie starrten sie an und brachten eine fürchterliche Botschaft mit.

Tod, Grauen, das Ende.

All diese Begriffe vereinigten sich bei ihr zu einem gewaltigen Wirbel.

Sie holte laut Luft. Es rasselte in der Kehle. Schmerzhaft wurde ihr bewußt, daß sie so verdammt allein auf weiter Flur war. Wenn sie anfing zu schreien, würde niemand sie hören können.

Ihre linke Hand lag auf dem Knauf der Gangschaltung. Sie sah, wie das Tier den Kopf bewegte.

Sehr heftig sogar. Die beiden glühenden Augen wischten von einer Seite zur anderen. Den Mund hatte es aufgerissen. Abermals erklang das schrille Wiehern, als hätte der Teufel seine Trompete geholt und kräftig hineingeblasen.

Ich muß weg! schrie es in ihr. Mein Gott, ich muß weg! Der Motor war so verflucht ruhig. Sie konnte sich zu diesem Zeitpunkt eine Flucht nicht einmal vorstellen, so stark stand sie unter Druck.

Das dumpfe Pochen klang erneut auf.

Wie der Herzschlag eines Riesen, dachte Fabienne. Bei jedem Laut zuckte auch sie zusammen. Sie stand unter diesem gewaltigen Druck, sie schaffte es auch nicht, wegzuhören, die Geräusche hätten sie auch erreicht, wenn sie sich die Ohren zugehalten hätte.

Es gab kein Pardon!

Sie wartete nicht länger. Irgendwo hatte sie einen Stoß bekommen, das große Hindernis überwunden, der Trieb zur Selbsterhaltung war in ihr gestärkt worden.

Sie drehte den Zündschlüssel und hoffte, daß der unheimliche Reiter es zulassen würde.

Der Motor sprang an.

Die Gestalt auf dem Pferd zuckte zusammen, trat aber nicht den Rückzug an.

Sie blieb für einen Moment in dieser Haltung auf dem Tier sitzen, und als Fabienne Stone anfuhr, da glaubte sie, den Reiter noch gestreift zu haben. Unwillkürlich zog sie den Kopf ein, starrte durch die Scheibe in die graue Flut und konnte nicht einmal den Weg erkennen. Sie hoffte nur, die richtige Spur halten zu können und nicht in den Abgrund hineinzufahren.

Am liebsten wäre sie losgeprescht. Nur weg von diesem Ort des Schreckens. Das wiederum war nicht möglich. Sie mußte achtgeben

und sich durch ihre Fahrweise dem Weg anpassen. Oft genug schlug er Bögen, er kroch um den Berg herum, der ihrer Meinung nach kein Ende zu haben schien.

Alles wurde doppelt und dreifach so lang. Außerdem gaukelte ihr der Nebel einiges vor. Ihr wurde nicht einmal bewußt, daß die Reifen des Jeeps Kontakt zum Boden hielten. Fabienne hatte den Eindruck, durch den Nebel zu schweben. Nur weil sie das Knirschen hörte, war sie auch davon überzeugt, daß die Räder Kontakt hielten.

Sie schaute nach rechts.

Der Reiter war weg. Er schien in den Nebel hineingekrochen und eins mit ihm geworden zu sein.

Sie hätte jubeln können, aber sie tat es nicht, denn eine zu große Furcht steckte noch in ihrem Körper. Bisher hatte sie die Gestalt einmal gesehen, und Fabienne war mittlerweile davon überzeugt, daß dies nicht die erste Begegnung bleiben würde. Bestimmt würde der Reiter noch einmal zurückkehren. Vielleicht hatte er jetzt nur Atem geholt, um beim zweitenmal richtig zuschlagen zu können.

Sie fuhr weiter.

Sie wußte nicht einmal, wohin sie fuhr. Sie tat alles automatisch. Das Schalten, das Spielen mit dem Gaspedal, das nach vorn Starren, und immer wieder versuchte sie, mit ihren Blicken die graue Nebelsuppe zu durchdringen.

Es ging weiter.

Aber die Angst fuhr mit. Sie war grausam, sie schlug zu, sie umfing ihren Hals, als wollte sie die Frau mit ihren unsichtbaren Händen erwürgen. Fabienne wurde zu einer ewigen Beute und dachte schließlich daran, daß sie ja auch noch ein Ziel hatte.

Die Burg, das Lager der Artisten. Sie wußte jetzt noch nicht, was sie ihnen sagen sollte. Ob man ihr überhaupt glauben würde, stand sowieso in den Sternen.

Sie rumpelte weiter. Der Weg verschlechterte sich. Die Steine und Hindernisse waren gewachsen.

Hinzu kamen die Rinnen im Boden, die ebenfalls dafür sorgten, daß sie immer wieder durchgeschleudert wurde. Der Jeep ächzte. Einige Male kratzte er mit der Stoßstange über den auslaufenden Hang.

War die unheimliche Erscheinung weg?

Fabienne hatte sich noch nicht getraut, in den Innen- oder Außenspiegel zu schauen. Das holte sie sehr schnell nach. Sie sah nur den Nebel, mal heller, mal dunkler, aber sie sah nichts anderes mehr.

Fabienne fuhr weiter.

Allmählich normalisierte sich ihr Herzschlag wieder. Die Frage tauchte auf, ob sie sich die Begegnung nicht eingebildet hatte. Bei einem Wetter wie diesem sah man vieles, was gar nicht existierte.

Da konnte aus einem verschwommenen Felsbrocken schon mal ein

Reiter werden, und möglicherweise waren die glühenden Augen auch nur mehr Einschlüsse im Fels, eine Einbildung eben.

Sie mußte das Lenkrad mit beiden Händen fest umklammern. Es waren einfach zu viele Unebenheiten des Bodens, die sie abfangen und ausgleichen mußte.

Und dann war er da.

Wieder so lautlos, so schemenhaft und unheimlich. Ein Spuk aus dem Nebel, etwas nicht Erklärbares und Unheimliches. Diesmal hatte sie nicht einmal gesehen, woher der Reiter gekommen war, er ritt plötzlich vor ihr. Sie sah im- letzten Augenblick noch den Schlenker, den das Pferd getan hatte und konnte sich denken, daß es aus der Höhe herauf den Weg geritten war. Aber nicht nur er. Auch zwei andere Reiter befanden sich plötzlich dicht neben ihrem Wagen. Der eine bewegte sich an der rechten, der andere an der linken Seite.

Fabienne schrie leise. In einer Reflexbewegung schlug sie beide Hände vor ihr Gesicht. Das Lenkrad wurde nicht mehr gehalten, der Jeep blieb bei diesem unebenen Boden nicht mehr in der Spur.

Zwangsläufig driftete er ab.

Die junge Frau griff schnell zu. Gerade noch rechtzeitig umklammerte sie das Lenkrad, um ihn in der Spur halten zu können, bevor sie den flachen Abhang hinabjagte.

Dort ritt einer der Unheimlichen. Er saß auf dem Gaul und bewegte sich genauso wie der andere vor dem Jeep. Es sah so aus, als wollte er etwas aus dem Himmel oder den Nebelwolken holen, und einen Moment später sah die Frau etwas aus seiner Hand hervorstechen, das sie an eine helle Stange erinnerte. Sie glänzte, sie zitterte. Irgendwo erinnerte sie Fabienne an den langen Strahl einer Taschenlampe. Die Waffe oder was immer sie sein mochte, bewegte sich zuckend auf und nieder, glitt mal über den Boden, um dann wieder in den grauen Nebel hineinzustoßen. Plötzlich schwang sie nach links.

Fabienne bekam die Bewegung aus dem Augenwinkel mit. Sie saß wie erstarrt hinter dem Lenkrad.

Als sich der unheimliche Reiter mit seinen toten Augen bewegte, da duckte sie sich, als könnte sie so der seltsamen Klinge ausweichen.

Sie hörte ein Zischen.

Metall verglühte.

Dann schrie sie.

Und plötzlich sah sie den Blitz.

Weiß, grell und schlimm.

Vor ihren Augen explodierte etwas. Die gewaltige Nebelbank wurde in Fetzen gerissen, dann kippte sie zur Seite und sah über sich drei glühende Augenpaare.

Jetzt ist es vorbei, dachte Fabienne.

***

Himmel, was waren wir gefahren, was hatten wir gesucht, was hatten wir uns durch die verdammte Nebelbrühe gequält, um dann endlich unser Ziel zu erreichen.

Zum Glück hatte uns der Nebel nicht auf der gesamten Strecke begleitet. Wir waren bis Glasgow geflogen und hatten uns dort einen geländegängigen Leihwagen genommen. Mit einem derartigen Fahrzeug kam man in Schottland am besten durch.

In den Highlands hatte uns der Dunst erwischt. Bill Conolly ärgerte sich lautstark, daß er unbedingt hatte den Führer spielen wollen. Er hockte auf dem Beifahrersitz, hatte die Karte auf seinen Knien so gut wie möglich ausgebreitet und gab hin und wieder Kommentare von sich, die zumeist aus Flüchen bestanden.

Was Suko wiederum nicht störte. Er hatte es sich so gut wie möglich im Fond bequem gemacht und schlief.

Ich saß am Steuer, ärgerte mich ebenfalls über das Wetter und kam nur im Schrittempo weiter.

Ich lachte manchmal, denn Bills Flüche waren sogar mir zum Teil neu. Er hatte dazugelernt.

Unser Ziel hieß Brockfield Castle. Es war uns noch gelungen, einige Details darüber herauszufinden. So konnten wir damit rechnen, nicht in eine verlassene oder zerstörte Burg zu gelangen, sondern in einen Bau, der touristisch genutzt werden sollte, denn man war dabei, aus ihm so etwas wie ein romantisches Hotel zu machen. Die Einweihung sollte im Sommer stattfinden. Angeblich hatte eine gewisse Fabienne Stone den Auftrag bekommen, sich um das Gemäuer zu kümmern und die Vorbereitungen zu treffen. Wir mußten damit rechnen, daß sie uns mal über den Weg lief.

Wir waren sehr früh geflogen und hatten eigentlich vorgehabt, unser Ziel gegen Mittag oder am frühen Nachmittag zu erreichen. Das konnten wir uns abschminken.

Als wir schließlich eintrafen, da war der Nachmittag beinahe schon vorbei, bald würde es dämmern, und dann kam zu dem Nebel noch die verdammte Dunkelheit.

Allerdings sahen wir es nicht zu pessimistisch, denn der Wind war stärker geworden, so konnten wir durchaus damit rechnen, daß der Nebel irgendwann aufriß.

Wir waren da.

Und wir staunten, als wir im Burghof aus dem Fahrzeug stiegen, denn plötzlich waren wir von mehreren Personen umringt und sahen auch die Umrisse mehrerer Wohnwagen, was den Schluß nahelegte, daß wir im Winterquartier eines Zirkusses gelandet waren.

Ziemlich perplex schauten wir aus der Wäsche, als wir vor den Wagen stehenblieben. Um uns herum standen die Menschen, hielten sich aber zurück. Aus den dünnen Schwaden hervor wurden wir

mißtrauisch beobachtet.

Keiner sprach uns an. Die Leute flüsterten miteinander. Manchmal räusperte sich jemand. Irgendwie kamen sie mir vor, als hätten sie ein schlechtes Gewissen. Hier also hatten sich die drei Männer mit dem Dämon getroffen.

Obwohl ich nicht viel erkennen konnte, war dieser einsam liegende Ort bestimmt für solche Treffen wie geschaffen, aber das würde sich hoffentlich noch herausstellen.

Es fragte sich nur, wie dieser Zirkus ins Bild paßte. Auch Bill hatte darüber nachgedacht. Er drehte sich einige Male auf der Stelle und hob die Schultern.

»Hast du was?«

»Frag nicht so blöd. Oder kannst du mir sagen, wie die Kameraden hierherkommen?«

»Noch nicht.«

»Und wie sieht es mit einer Antwort aus?«

Er hob die Schultern. »Die könnte uns möglicherweise der Direktor geben.«

»Wo steckt er?«

Ich winkte ab. »Er wird sich schon zeigen. Mir paßt nur nicht, daß wir so viele Zeugen haben, und diese Fabienne Stone scheint auch noch nicht anwesend zu sein.«

»Das stimmt.«

»Sie hätte sich sonst gemeldet«, sagte Suko, der hinter uns stand und vorschlug, daß wir uns im Innern der alten Burg mal etwas umschauen sollten.

»Später«, sagte ich.

Schritte knirschten. Sie waren deshalb so gut zu hören, weil sich die Umstehenden ruhig verhielten.

Wir hatten auch das Quietschen einer Türangel gehört.

Jemand kam auf uns zu.

Wie auf Kommando drehten wir die Köpfe nach links, um dem Geräusch entgegenzublicken.

Eine Gestalt zeichnete sich ab.

Sie war kleiner als wir, der Nebel umwaberte sie in dünnen Tüchern. Wir hörten das Räuspern, dann blieb der Mann vor uns stehen. Sein langer Mantel stand offen, und seine Hände hatte er in den Taschen versenkt.

Er schaute uns an.

Schmal im Gesicht, dunkles Haar, ein kleiner Spitzbart, ein dunkler Anzug, ein Hut auf dem Kopf.

»Ich bin Aristide Leconte«, sagte er und nickte uns zu. »Ich leite dieses Unternehmen.« Er erklärte es nicht ohne Stolz.

»Franzose?« fragte Bill.

»Belgier, Monsieur.«

»Okay, Mr. Leconte. Mein Name ist Bill Conolly.« Dann stellte er Suko und mich vor.

Leconte, ein Grandseigneur vom Scheitel bis zur Sohle, verbeugte sich jedesmal und zeigte ein knappes Lächeln. Die anderen verhielten sich still, der Mann war noch eine Respektsperson. Er schob den dunklen Hut mit der breiten Krempe noch etwas schiefer und sagte: »Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Gentlemen, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie nur zufällig hier vorbeigekommen sind.«

»Das stimmt.«

»Weshalb also, Mr. Conolly?«

Bill drehte sich zu mir um. Ich trat einen Schritt vor. »Wir hatten eigentlich gehofft, eine gewisse Fabienne Stone hier anzutreffen. Das sagte man uns jedenfalls.«

Leconte bewegte seine Augenbrauen in die Höhe. »Nun«, meinte er und nickte dabei, »auch wir sind überrascht, daß sie noch nicht hier ist. Wir haben sie statt Ihrer erwartet.« Er deutete in die Runde. »Sie sehen ja selbst, der Nebel.«

»Richtig.«

»Sind Sie auch von der TAHJ?« wollte er wissen.

Was immer das sein mochte, davon waren wir bestimmt nicht. Und so verneinte Bill.

Leconte zeigte sich ein wenig irritiert. »Was wollen Sie dann von Miß Stone?«

»Das werden wir ihr selbst sagen, wenn sie kommt.«

»Bitte, sie ist hier die Chefin.«

Suko deutete auf die Burg. »Uns interessiert eigentlich mehr dieser alte Bau. Wir würden ihn gern einmal unter die Lupe nehmen.«

»Sind Sie aus der Hotelbranche?«

»Natürlich«, erklärte Bill. »Was glauben Sie, weshalb wir hergekommen sind?«

Da fiel mir auch ein, was die Abkürzung TAHJ bedeutete. Travel and History Journey. Klar, Fabienne Stone arbeitete für diese Firma, und wir hatten zuvor erfahren, daß das Schloß in ein Romantik-Hotel umgewandelt werden sollte.

»Pardon, aber damit haben wir nichts zu tun, Mr. Conolly. Wir überwintern mit unserem Zirkus hier und sind froh, daß wir die Chance bekommen haben, unsere Wagen hier im Burghof abstellen zu können.«

»Klar, das ist auch romantisch. Ist die Tür verschlossen?«

»Welche meinen Sie?«

»Das Portal.«

»Ach so ja. Nein, Mr. Conolly. Wenn Sie hineinwollen, dann gehen Sie. Nur schauen Sie nicht zu genau hin. Es ist noch nicht alles okay.

Die oberen Zimmer schon, aber im Eingangsbereich muß noch gearbeitet werden. Im Frühsommer sollen auch die ersten Gäste kommen.«

Bill schaute mich an. »Sollen wir?«

»Meinetwegen. Wenn es Licht gibt.«

Aristide Leconte hatte meine Bemerkung gehört und lachte leise. »Natürlich gibt es Licht, Mr. Sinclair.« Er zog meinen Namen beim Sprechen in die Länge und schaute mich dabei sehr kritisch an.

»Zwar sind noch nicht alle Lampen installiert, zur Not werden Ihnen auch Glühbirnen ausreichen, nehme ich an.«

»Das stimmt allerdings.«

Bill und Suko hatten sich bereits in Bewegung gesetzt. Man war auch dabei, den Untergrund des Burghofs zu erneuern. So war an einigen Stellen das alte Pflaster aufgerissen worden. Die neuen Steine lagen schon bereit.

Ich folgte meinen beiden Freunden langsamer. Bisher hatte nur der Direktor gesprochen, die anderen hatten sich sehr zurückgehalten, was mich wiederum wunderte.

Meine Blicke streiften an der Außenfassade der abgestellten Wagen entlang.

Auch kleinere Unternehmen dieser Art waren mit der Zeit gegangen, was den Fuhrpark anging. Es gab nicht mehr die Holzwagen, die man von früher her kannte. Die meisten fuhren in Wohnmobilen über das Land, und wenn Anhänger gezogen wurden, dann von schweren Fahrzeugen, die genügend Pferdestärken besaßen.

Hinter vielen Fenstern schimmerte Licht. Die Ausschnitte sahen aus wie gelbe Flecken, die jemand aus dem Nebel herausgeschnitten hatte. Der Schein reichte nie weit, weil er von den flachen Dunstfahnen sehr schnell geschluckt wurde.

Ich hatte einen kleinen Bogen geschlagen und wollte die Richtung ändern, als ich hinter mir ein leises Knarren vernahm. Es gibt Geräusche, die mich mißtrauisch machen, ein derartiges Knarren gehörte dazu.

Langsam drehte ich mich um.

Eine Tür war geöffnet worden, aber sie stand nicht weit offen. Praktisch nur spaltbreit, so daß sich eine helle Hand hindurchschieben konnte.

Zwei Finger krümmten und bewegten sich.

»Komm zu mir!« flüsterte eine Frauenstimme. »Komm her in meinen Wagen. Ich will mit dir reden.«

Ich war unschlüssig. Bill und Suko hatten das Portal schon erreicht. Ich hörte, wie sie sich unterhielten. Ihre Stimmen klangen dumpf.

Sollte ich gehen, oder nicht?

»Bitte, Mister.«

Die letzten beiden Worte hatten mich überzeugt. Die Stimme klang sehr drängend, und ich ließ meine Freunde gehen. Statt dessen drehte ich mich um.

Die Tür öffnete sich weiter.

Ich schaute in den schmalen, einachsigen Wagen hinein. Für eine Person reichte er gerade aus. Als ich hineintrat, umfing mich eine seltsame Welt, die man hier kaum vermutet hätte.

Plüsch und Plunder. Vorhänge, lange Decken, Kissen, kleine Figuren mit ungewöhnlichen Körpern, viel Samt und auch ein dunkler Vorhang, der den kleinen Wagen in zwei Hälften teilte.

In der vorderen stand der Tisch. Er war ebenso festgeschraubt wie die beiden Stühle. Auf dem Teppich lag eine rote Decke, und rot waren auch die Polster der Stühle.

Auf einem Stuhl saß sie.

Es war schon eine ungewöhnliche Erscheinung, die mich da hereingebeten hatte. Ob sie klein oder groß war, konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls saß sie auf dem Stuhl, trug eine dunkle Mantille, die glatt über dem schwarzen Haar lag. Ihr Kleid aus dickem Stoff zeigte ein Muster aus Stickereien und goldfarbenen Knöpfen. Um den Hals hatte die alterslos wirkende Person eine dunkle Perlenkette geschlungen. Aus ebenso dunklen Augen schaute sie mich an, als ich die Tür schloß und mich ihr dann gegenüber setzte.

»Ich bin Hanita«, sagte sie.

»Mehr nicht?«

»Nein.«

»Ich heiße John Sinclair.«

Sie rollte mit den Augen und strich über ihr dunkles Gesicht. »Ich habe diesen Namen noch nie gehört, glaube ich, aber trotzdem spüre ich, daß du nicht so bist wie andere.«

»Wie kommst du darauf?«

Sie hob ihre Hände an, die bisher ruhig auf dem Tisch gelegen hatten. Mir fiel auf, daß es in diesem Wagen sehr warm war. Zudem roch die Luft auch so seltsam nach Kräutern. Ihre Finger waren lang.

Die Nägel hatte sich die Frau schwarz lackiert. In mir war längst ein gewisser Verdacht hochgekeimt, den ich zunächst für mich behielt.

»Ich habe es gespürt.«

»Was gespürt?«

»Daß du etwas aus der Reihe fällst«, erklärte sie lächelnd.

Mir war diese Antwort zu schwammig und zu allgemein. Sie hatte mein Mißtrauen geweckt. Wußte diese Hanita mehr, als sie bisher zugegeben hatte?

Sie beobachtete mich. Ihrem Blick konnte ich nichts entnehmen. Er war neutral. Doch tief in den Schächten der Pupillen glaubte ich etwas aufglimmen zu sehen, das mich mißtrauisch machte. Diese Frau

umgab ein Geheimnis, ein Rätsel. Möglicherweise war sie selbst ein Orakel. So etwas fand man in einem Zirkus noch heute. Geheimnisvolle Frauen lasen aus den Händen, schauten in alte Glaskugeln und sagten die Zukunft voraus. In fast allen Fällen war es Schummelei, aber es gab auch Ausnahmen, Menschen, die tatsächlich in die Zukunft schauen konnten, und Hanita schien mir zu dieser Gruppe zu zählen.

Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß ich einer derartigen Person gegenübersaß. Im Lauf der Zeit hatte ich auch ein Gefühl dafür entwickelt, wer täuschte und wer nicht.

Ich sah keine Kugel, keinen Kaffeesatz, ich brauchte ihr auch nicht die Hand entgegenzustrecken.

Da es mir zu warm war, unterbrach ich die Ruhe und zog meine Jacke aus. Sie fand auf der Stuhllehne ihren Platz.

»Es ist gut, daß du hier bist, John«, flüsterte die Frau mir über den Tisch hinweg zu.

»Warum?«

»Weil dieser Boden und diese Umgebung nicht gut für uns sind. Ich habe es genau gespürt, ich habe es den anderen auch gesagt, aber sie reagierten nicht.«

»Warum sollten sie?«

Hanita drückte ihren Oberkörper etwas vor. »Weil es nicht gut ist, hierzubleiben. Es gibt hier Kräfte, die uns über sind. Sie sind böse, sie sind noch im Verborgenen, aber wer so sensibel ist wie ich, der kann sie schon spüren.«

»Welche Kräfte?«

Hanita hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht sagen. Ich kann sie auch nicht fassen, sie sind für mich zu schwammig. Ich spüre nur, daß es sie gibt.«

»Was war der Auslöser?«

»Es ist schwer zu sagen. Ich habe geträumt. Ich sah die Schatten, ich sah das Böse. Ein böses Ding, ein großer, unheimlicher Traum, ein Wesen, das hier herrscht. Ich spürte die Kälte in meinem Traum. Sie überkam mich, und als ich erwachte, da kam ich mir vor, als läge auf meinem Körper eine Eisschicht.«

Ich hatte sehr genau zugehört und war bei der Erwähnung des Begriffs Schatten leicht zusammengezuckt. Sofort kam ich darauf wieder zu sprechen. »Warum hast du die Schatten erwähnt?«

»Das kann ich dir sagen. Weil sie es sind, die uns bedrohen. Nicht die Nebelschatten, sondern die aus der Tiefe, aus einem anderen Reich, dämonische Schatten.«

Ich nickte.

»Bist du deshalb gekommen?«

»Wieso?«

Ihre dünnen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Sie schaute gegen die Decke, als ob sie dort die Lösung ablesen konnte. »Es ist nichts passiert bisher, aber es wird etwas passieren. Die Schatten sind näher gekommen, sie haben sich verdichtet. Diese Burg gehört nicht den Menschen, sie befindet sich im Besitz anderer Kräfte, und die kennen kein Erbarmen, wenn es um ihre Ziele geht. Das mußt du mir einfach glauben, John, das mußt du.«

Ich räusperte mich. »Alles kann stimmen«, sagte ich. »Es kann aber auch nicht stimmen. Jedenfalls kannst du von mir keine konkrete Antwort erwarten.«

Sie schaute mir in die Augen. »Ich lese in deinem Gesicht, daß du mir keine geben willst.«

»Tatsächlich?«

»Ja, John Sinclair. Halte mich nicht für eine alte Frau, die nur Geschichten erzählt. Ich lebe lange genug, um mich bei den Menschen auszukennen, das kannst du mir glauben.. Du willst nicht alles hinnehmen, obwohl du einen bestimmten Grund gehabt hast, der dich und deine Freunde zu uns führte.«

»Das ist möglich«, räumte ich ein.

»Da siehst du es.«

Diese Frau war raffiniert. Sie durchschaute mich. Hatte sie tatsächlich das Zweite Gesicht?

»Jetzt zögerst du.«

»In der Tat. Ich denke darüber nach, aus welch einem Grund du mich anders eingeschätzt hast als die übrigen Personen, die dir gegenübertreten. Was hat dich an mir gestört?«

»Gestört hat mich nichts«, flüsterte sie. »Im Gegenteil, ich bin froh, daß du den Weg zu uns gefunden hast. Ich habe sofort gemerkt, daß von dir etwas ausgeht, das mich hoffen läßt.«

»Worauf hoffst du?«

Hanita schüttelte den Kopf. »Nein, ich sage es dir nicht. Du weißt es selbst. Du bist jemand, der das Böse nicht mag. Du mußt gespürt haben, daß dieser Flecken Erde hier nicht gut ist. Daß in ihm eine böse Erinnerung lauert. Hast du das?«

»Es könnte sein.«

Sie fragte jetzt direkt. »Bist du den Schatten auf der Spur?«

Diesmal gab ich ihr eine ausweichende Antwort. »Den Schatten aus deinem Traum, Hanita? Wie kann ich. Alpträumen nachjagen oder Einbildungen, die es eigentlich nicht gibt?«

»Du irrst dich, es gibt sie.«

»Dann zeige sie mir. Wenn es sie nicht nur in deinen Träumen gibt, müssen sie auch real sein. Ich habe bisher keinen Schatten gesehen, nur den Nebel, und den kannst du doch nicht angesprochen haben.«

»Nein, den meine ich nicht. Es sind die Schatten aus anderen, aus

gefährlichen und finsteren Reichen. Sie wollen nicht, daß ihnen etwas genommen wird, das ihnen einmal gehörte. Sei auf der Hut, denn sie sind gefährlich.«

»Wie gefährlich?«

Sie hob die Schultern. »Ich kenne die Geschichte der Burg nicht, aber ich habe das Gefühl, daß sich mittlerweile etwas erfüllt hat. Ich gehe einfach davon aus, und ich habe deine Aura gespürt, die den Schatten entgegentrat. Du bist ihr Feind.«

»Wie sollte ich das?«

Hanita streckte ihren rechten Zeigefinger ab. Der schwarzlackierte Nagel wies genau auf meine Brust. »Dort ist etwas, John Sinclair. Du hast es verborgen, du trägst es unter deiner Kleidung, aber es ist ungemein wichtig, das weiß ich.«

Ich nickte. »Da kannst du recht haben.«

»Zeige es mir.«

Es gab keinen Grund für mich, es nicht zu tun. Ich griff unter meinen Pullover, schob das Kreuz höher, dann streifte ich mir die Kette über den Kopf.

Sie schaute mir zu, und sie zuckte zusammen, als das Kreuz auf meiner Handfläche lag. »Das ist es!«

Hanita schluckte. Sie wischte über ihr Gesicht. Ihre Haut glänzte leicht. Dann schüttelte sie sich wie unter einem Fieberschauer. Schließlich holte sie durch die Nase Luft. »Ich habe nicht gewußt, was es ist, aber ich bin froh darüber, daß du das Zeichen der Erlösung bei dir trägst, es ist das Licht. Die Schatten sind das Dunkel. Bisher haben Licht und Schatten immer gegeneinander gekämpft, und bisher ist es dem Licht auch gelungen, die Schatten zu besiegen.«

»Das stimmt allerdings.«

»Ich bete dafür, daß es auch in Zukunft so bleiben wird. Ich habe geträumt und gesehen, daß sich etwas erfüllt hat. Ein alter Fluch will die Zeiten der Finsternis anbrechen lassen. Dies ist der Ort, wie sie eine Wiedergeburt erlebt. Zum Glück bist du rechtzeitig genug erschienen. Ich will dich nicht schon als Retter ansehen, aber du hast die Kraft, dich dem Grauen entgegenzustemmen.«

»Das ist mein Beruf.«

Nach dieser Antwort lächelte Hanita. Sie nahm den Faden nicht wieder auf, sondern erkundigte sich, als ich es ihr gestattete, das Kreuz einmal zu berühren. »Du brauchst es auch nicht aus der Hand zu geben«, flüsterte sie.

»Bitte sehr.«

Ihre Finger zitterten ein wenig, als er sich meiner Hand näherte. Sie war erregt, ich hörte sie atmen, die Lippen zitterten, um ihre Mundwinkel herum hatten schmale, spinnendünne Falten ein sternförmiges Muster gebildet.

»Nun?«

»Ja«, sagte sie und streichelte das Kreuz. »Ja, es ist etwas Besonderes, John Sinclair. Ich habe noch nie etwas berührt, das mit einer derartigen Kraft angefüllt gewesen ist. Es ist das genaue Gegenteil zu der Kraft, die ich in meinen Träumen erlebt habe. Es ist einfach wunderbar, es ist nicht zu erklären. Sie dringt in mich ein, und sie schafft es, mir Mut zu geben und die Finsternis zu vertreiben. Ich freue mich für dich, ich freue mich für mich, ich freue mich für uns alle. Denn jetzt glaube ich, daß wir eine Chance haben, die Schatten zu vertreiben. Ja, ich glaube fest daran.«

Von mir hörte sie keinen Widerspruch. Ich wollte nur wissen, was sie genau damit gemeint hatte.

Woher die Schatten kamen, das war für mich das Problem.

Sie bewegte beide Arme. »Sie kamen aus dem Nichts. Sie kamen aus einer Welt, die ich dir nicht erklären kann. Sie waren einfach da, wenn du verstehst. Man kann sie nicht fassen, sie steigen hoch, sie kommen von rechts von links, sie erscheinen einfach überall. Es ist das Böse, das seine Schwingen ausbreitet.«

»Über uns?«

Ihre Augen nahmen an Größe zu. »Natürlich über uns«, flüsterte sie.

»Aber jetzt bist du hier.«

»Rechnest du damit, daß du die Schatten stoppen kannst?«

»Ich wünsche es mir. Ich bin mir fast sicher! Einer muß es tun.« Sie hatte bisher die Ruhe bewahrt, was sich aber änderte, denn nun sprach sie relativ hektisch. »Es ist schon lange so, etwas hat in der Tiefe gelauert. Ich weiß es, ich weiß das sehr genau. Ich bin fest davon überzeugt. Ich habe es gespürt. Es drang ein in meine Träume, es wurde von Tag zu Tag schlimmer. Es war nicht mehr zu fassen. Ich… ich kam überhaupt nicht mehr klar. Ich bin völlig durcheinander. Es stieg aus einer Tiefe hoch, die keinen Anfang und kein Ende hat. Sie war einfach nur furchtbar schwarz.« Mit beiden Händen wollte sie eine Welt darstellen, die nicht darzustellen war, denn ich wußte genau, was sie damit meinte.

Es war die Welt des Spuks!

Ebenso amorph wie er selbst. Gestaltlos, aber dennoch vorhanden. Etwas absolute Finsternis, ein Stück dämonisch regiertes Weltall, das kalte Grauen an sich. Zum erstenmal spürte ich den Schauer, der sich auf meinen Rücken gelegt hatte.

Ich senkte den Blick nicht und schaute zu, wie die Frau aufstand. Zum erstenmal sah ich, daß sie einen langen, dunklen Rock trug, der ihr bis zu den Knöcheln reichte. Sie ging zum Fenster, mußte einen gekräuselten Vorhang zur Seite schieben, um nach draußen schauen zu können. Etwa eine halbe Minute verstrich, ohne daß sie einen Laut von sich gab. Dann flüsterte sie: »Der Nebel ist noch vorhanden. Ja, er

ist noch da, ich sehe ihn. Aber er wird schwächer, und die Dunkelheit bricht hervor. Die Schatten kommen, John.«

»Es sind die normalen.«

Sie drehte sich nicht um. »Was ist schon normal, was ist nicht normal, John?«

»Der Tag neigt sich dem Ende entgegen.«

»Du hast recht, aber ich weiß auch, daß sich alles miteinander vermischen wird.«

»Gut, dann kannst du mir auch verraten, wo ich auf diese seltsamen Schatten treffen kann.«

»Überall hinter den Wänden.«

Ich dachte kurz nach. »Im Schloß selbst?«

»Dort ist das Zentrum.«

Sie hatte den Satz mit einer derartigen Bestimmtheit gesprochen, daß ich nicht daran zweifeln konnte. Aber ich dachte auch an Suko und Bill, die das Schloß betreten hatten, und mir wurde schon ein wenig komisch zumute.

Sie wußte viel, aber hatte sie mir auch alles gesagt?

Wir schauten uns an.

Hanita lächelte. Sie strahlte einen großen Optimismus aus. Ich spürte, daß mich diese Frau am liebsten in die Arme genommen und an sich gezogen hätte. Ihre Augen leuchteten derart intensiv, daß ich mich beinahe zu schwach fühlte, um ihre Hoffnungen zu erfüllen. Sie trat dicht an mich heran.

Mich störte auch nicht der muffige Geruch, der aus ihren Kleidern drang. Es kam mir auf den Menschen an. Als ich gehen wollte, segnete sie mich.

»Danke«, sagte ich.

»Die Schatten sind gefährlich. Sie fressen Seelen, sie wollen alles, sie lauern.«

»Ich weiß.«

Ihren Blick vergaß ich nie. Er war so wissend und gleichzeitig lauernd. Ich legte meine Hand auf die Klinke und drückte sie nach unten. Die Tür öffnete sich mit einem saugenden Geräusch. Ich verließ den Wagen und hatte kaum den Boden betreten, da zuckte der dort wartende Mann zurück, als hätte er ein schlechtes Gewissen.

Wir schauten uns an. Ich mußte nach unten sehen, um sein Gesicht zu erkennen.

»Oh, Mr. Leconte, möchten Sie zu Hanita?«

Er war verlegen, wand sich, räusperte sich auch, weil er Zeit gewinnen wollte. »Ja… nein…, ich meine, es ist schon komisch, begreifen Sie das?«

»Nein.«

Er lachte. Es klang ziemlich verlegen und auch blechern. Dann senkte

er den Kopf. »Wissen Sie, was ich jetzt sage, geht nicht gegen Sie persönlich, aber Sie sind zu uns gekommen und haben etwas Unruhe in die Menschen gebracht.«

»So?«

Ich hatte ihn durch dieses eine Wort aufgefordert, doch weiterzureden. »Ja«, sagte er, »nicht persönlich nehmen, aber wir spüren, daß sich etwas verändert hat. Einigen ist es sowieso nicht geheuer hier. Sie sind so anders und gleichzeitig wissend.«

»Schon gut.«

Er rückte mir dicht auf den Leib und fragte dann: »Hat sie etwas gesagt, Mr. Sinclair. Vielleicht von ihren Träumen, von den Schatten, die über uns kreisen.«

»In etwa.«

»Glauben Sie es?«

»Warum sollte ich?«

Seine Augen funkelten in der Dunkelheit wie an den Oberflächen polierte Kohlestücke. »Glauben Sie ihr nicht alles. Sie… sie ist eine alte Frau. Sie spinnt sich oft etwas zusammen. Man kann sie nicht ganz ernst nehmen.«

»Aber Sie nehmen Hanita doch ernst, Mr. Leconte.«

»Wir tun so.«

»Tatsächlich?«

Es räusperte sich, als er merkte, daß ich ihm nicht glaubte. Dann hob er die Schultern. »Nun ja, es ist eben manches nicht einfach zu begreifen. Vielleicht sollten wir von hier wegziehen, bevor es zu spät ist. Und Sie sollten dann auch gehen.«

Bevor ich noch eine Frage stellen konnte, hatte er sich umgedreht und ging mit schnellen Schritten davon. Es war mir zu dumm, ihm nachzueilen, aber seine und Hanitas Aussagen hatten mich nachdenklich werden lassen.

Immer wieder war von diesem Schloß die Rede, das Hanita als die Wurzel allen Übels ansah.

Ich mußte es mir von innen anschauen.

Die Zirkusleute hatten sich in die Wagen zurückgezogen. Mir kam es so vor, als fürchteten sie sich vor der Dunkelheit und damit auch vor dem Einbruch der Nacht.

Mein Blick erfaßte einen Teil des alten Gemäuers. Hoch und wuchtig ragte es zwischen den dünner gewordenen Schwaden in die Höhe. Ich konnte bereits Ausschnitte des dunklen Himmels sehen. An manchen Stellen schimmerte sogar ein Stern, als wollte er mir aus der Ferne einen Gruß zuschicken.

War dieses burgähnliche Schloß einmal vom Spuk übernommen worden? Vorstellen konnte ich es mir schon, denn er hielt sich nicht nur in seinem Reich auf, wobei man von einem Reich bei ihm nicht

direkt sprechen konnte, denn er war gleichzeitig auch sein Reich.

In der vorabendlichen Stille klang das Geräusch eines anfahrenden Wagens besonders laut. Mir fiel automatisch eine Person ein, die ich bisher hier noch nicht gesehen hatte, die aber so etwas wie die Leiterin des ganzen war.

Fabienne Stone!

Ich umrundete einen Wagen und ging an den Rückseiten der anderen entlang, um dorthin zu kommen, wo auch wir unser Leihauto abgestellt hatten.

Blasses Scheinwerferlicht huschte über den Boden, verfing sich in den Lücken, die sich auftaten, tanzte über das Pflaster, ließ altes Unkraut aussehen wie gepudert und kam schließlich zur Ruhe, als der Wagen abgestoppt wurde.

Eine Wagentür schwang auf. Licht erfüllte das Innere des Fahrzeugs und schwang auch über das blonde Haar einer Frau, als sie den Geländewagen verließ.

Sie blieb neben dem Fahrzeug stehen, stemmte die Fäuste in die Hüften und schaute sich verwundert um. Ihr Blick blieb dabei auf unserem Toyota hängen.

Ich war sehr leise an die Frau herangegangen und hörte sie dann sprechen.

»Was soll das denn? Besuch?«

»Ja, ich«, sagte ich und ging um den Jeep herum.

Sie drehte sich, sah mich und schrie leise auf. »Wer sind Sie?«

»Fabienne Stone?« fragte ich.

»Ja.«

»Ich glaube, wir sollten uns mal über das Schloß hier ein wenig unterhalten…«

***

Bill Conolly verzog das Gesicht, als hätte man ihm puren Zitronensaft in die Kehle geträufelt, als er das Schloß betrat.

»Was hast du?« fragte Suko.

»Ich mag das Knarren der Türen nicht.«

»Das gehört dazu.«

»Ich werde mich nie daran gewöhnen können.« Bill überließ es Suko, die große Tür wieder zuzuziehen, er selbst betrat eine Lobby, die noch keine war.

Es mußte noch viel gebaut und umgebaut werden. Die Handwerker hatten ihre Spuren hinterlassen.

Überall standen Töpfe mit Farben herum. Leitern lehnten an den ausgebesserten Innenwänden, die ansonsten bleich wie Leichen waren. An der Decke hingen dunkle Kabel, an denen wieder Lampen angebracht worden waren. Einfache Glühbirnen, die in ihren

Fassungen steckten.
Große Scheinwerfer gab es ebenfalls. Sie waren nicht eingeschaltet und standen auf dem Boden.
An der rechten Seite mußte noch die Rezeption gebaut werden. Das Holz war bereits da. Es war senk- und waagerecht an den Wänden gestapelt worden und durch. Planen verdeckt, damit das wertvolle Material vor Schäden gesichert war.
Die Glühbirnen bildeten eine Kette, als hätte man sie für eine Party aufgehängt.
»Was sagst du?« fragte Suko. »Sieht noch leer aus.«
»Ja, hier unten.«
Bill drehte sich um. »Ist es oben denn anders?«
»Man hat es uns gesagt.« Suko kam näher. Unter seinen. Sohlen wurden kleine Steine zu Staub zermalmt. Er blieb neben Bill stehen. Nicht weit entfernt sahen sie den breiten Aufgang einer Treppe. Das neue Geländer war bereits angefertigt worden. In einem Bogen schwang es sich nach oben in das nächste Stockwerk. Auch dieses Geländer wurde von einer durchsichtigen Plane verdeckt.
Eine hohe Decke wölbte sich über ihnen. Bill legte den Kopf in den Nacken und schaute hin. »Ist schon gewaltig.« Seine Stimme hallte nach, obwohl er normal gesprochen hatte.
Suko stand an der Treppe. »Ich kann mir trotzdem schlecht vorstellen, daß dieses Gemäuer zu einem Hort der Schatten oder des Spuks geworden ist.«
»Wer spricht denn vom Spuk?«
»Ist ja möglich.«
»Laß uns hochgehen.« Bill legte Suko seine flache Hand gegen den Rücken und schob ihn voran.
Auch auf den Stufen lag noch Dreck. Die Geräusche begleiteten sie bis in den ersten Stock.
Es war kalt im Schloß. Die Heizungen waren noch nicht angeschlossen, auch nicht im ersten Flur, wo die Renovierung schon so gut wie fertig war.
Sogar die Lampen hingen unter der Decke. Zwei unechte Lüster, die genügend Licht abgaben, um die gesamten Wände zu erhellen und auch den Raum dazwischen.
Bill nickte. »Das sieht schon nach etwas aus, finde ich.«
Suko widersprach nicht. Er drehte sich nach rechts, öffnete die erste Tür, trat aber nicht in den Raum, sondern ließ die Tür aufschwingen. Erst dann machte er Licht.
Das Zimmer war groß, hatte zwei Fenster. Durch eine Nebentür konnte der Gast das Bad betreten.
Der beige Teppichboden war bereits verlegt worden, aber noch durch eine Plane abgedeckt. Sie knirschte, als die beiden Männer über sie

hinweg in das Zimmer hineinschritten.
»Könnte was werden«, sagte Bill und trat an eines der Fenster, während Suko verschwand, weil er sich die anderen Räume genauer anschauen wollte.
»Okay. Und wie geht es weiter?«
»Die Treppe führt noch höher.« Suko gab die Antwort bereits aus dem Flur. Dann hörte Bill, wie er eine andere Tür öffnete, die dem Zimmer gegenüberlag.
Man hatte die alten Rahmen gelassen, aber neue Scheiben hineingebaut. Keine schallschluckenden, das war hier nicht nötig. Diese Anlage lag in einer absolut ruhigen Gegend.
Ein kunstvoll gedrechselter Fenstergriff stach Bill Conolly ins Auge. Man hatte ihn nach alten Plänen angefertigt. Bill wunderte sich, wie leicht er sich herumdrehen ließ. Danach ein kurzer Ruck, und das Fenster ließ sich aufziehen.
Kalt war die Luft. Sie kam Bill vor, als wären Hände dabei, feuchte Tücher in den Raum zu schleudern und damit über sein Gesicht zu wischen. Am Tage war der Ausblick sicherlich toll, jetzt allerdings, bei Nebel und der heranbrechenden Dunkelheit, schaute er nur in das Grauschwarz der abendlichen Dämmerung hinein.
Das alte Schloß stand in einer sehr hügeligen Gegend. Berge und Täler wechselten sich ab. Es gab Teiche und Seen, die wie große Augen am Boden lagen, es gab die langen, mit zähem Gras bewachsenen Bergflanken ebenso wie die schmalen Flüsse oder Bäche, die das Gelände aufteilten wie kleine Grenzen.
Eigentlich ein schönes Land, dachte Bill, auch wenn es an einigen Stellen aussah wie in Watte gepackt, denn nicht überall war der Nebel dünner geworden.
In manchen Tälern lag er noch als dicke Schicht, als hätte jemand Watte hineingestopft.
Keine Lichter, so weit er auch schaute. Die Dämmerung hatte alles zugegossen.
Bill wollte sich abwenden und das Fenster schließen, als er plötzlich die Bewegung sah. Auch nur deshalb zu erkennen, weil der Nebel sich in einem Talgrund ausbreitete, wo er eine lange, fast stillstehende Wand bildete, die alles abhalten wollte, was sich ihr näherte.
Und genau davor sah er die Schatten!
Zuerst glaubte er, daß ihm seine überreizten Nerven einen Streich gespielt hätten. Er wollte sich schon wieder zurückziehen, überlegte es sich aber anders, rieb über seine Augen und beugte sich dann so weit wie möglich aus dem Fenster.
Kein Irrtum.
Die Schatten waren da.
Sie huschten, sie waren schnell, sie bewegten sich mit einer

absoluten Lautlosigkeit, als hätten sie Furcht davor, mit ihren Beinen den Boden zu berühren.

Bill Conolly konnte nicht erkennen, um welche Schatten es sich handelte. Waren es Reiter? Waren es einfach nur Nebelspiele, weil der Wind dort auffrischte?

Er hatte keine Ahnung, aber er wartete, und sein Gefühl sagte ihm, daß er nicht vom Fenster weggehen durfte.

Die Schatten veränderten sich, wechselten mit dem Wind.

Bill spürte plötzlich in seinem Magen die dicke Faust. Sie klebte darin fest. Er merkte, wie er eine Gänsehaut bekam.

Dann hörte er die Geräusche.

Zuerst dachte er an den Wind, der mit irgendwelchen nicht feststehenden Gegenständen spielte. Das aber war es nicht. Der Wind trug nur die Geräusche zu ihm heran. Sie selbst wurden von den Schatten verursacht, die sich auf die Burg zubewegten.

Dumpfes Grollen…

Bill beobachtete weiter. Das Grollen veränderte sich zu einem wummernden Stakkato, als wären mit Lappen umwickelte Trommelstöcke dabei, auf irgendwelche Unterlagen zu schlagen.

Und die Schatten waren schnell. Sie blieben in einer Linie, sie wehten förmlich über den Untergrund, und in diese Laute hinein peitschte ein anderes Geräusch.

Ein schrilles Wiehern!

Das konnte nur ein Pferd gewesen sein, auch wenn es sich noch leise und weit entfernt angehört hatte. Schattenreiter?

Bill wußte auf einmal Bescheid. Sein Blickwinkel war zudem günstig. Er konnte erkennen, daß sich drei Reiter der Burg näherten, und er erinnerte sich daran, daß es drei Männer gewesen waren, die ihre Schatten verkauft hatten.

Der Kreis schloß sich.

Bill wollte sich zurückziehen und Suko Bescheid geben, als ihm noch etwas auffiel.

Lichter.

Zwei tanzende, helle Augen, die von einem Fahrzeug stammten, das über einen hügeligen Weg fuhr und sich das Schloß als Ziel ausgesucht hatte. Das Fahrzeug war noch ziemlich weit entfernt. Wenn das Schloß tatsächlich sein Ziel war, würde es dieses später erreichen als die geheimnisvollen Reiter.

Auch Bill dachte nach und kam zu dem Entschluß, daß in dem Wagen wahrscheinlich eine gewisse Fabienne Stone saß, die ja von den Zirkusleuten erwartet wurde.

Sie war jetzt nicht wichtig. Er mußte sich um die geheimnisvollen Schattenreiter kümmern, denn die Entfernung zwischen ihnen und dem Schloß schmolz rasch.

Der Reporter war kein Feigling. Er hätte sich schon mehr als einmal lebensgefährlichen Situationen gestellt, was er hier allerdings erlebte, preßte eine gewisse Furcht in ihn hinein, und er begann, Schreckliches zu ahnen.

Das sah ihm ganz nach einem Angriff dieser unheimlichen Wesen aus.

In seinem Magen kribbelte es. Er zog sich zurück, schaute dabei noch nach draußen und bekam deshalb mit, wie sich die drei Schattenreiter bewegten.

Dies geschah synchron, und sie bewegten dabei nur ihre rechten Arme. Ihre langen Kutten gerieten in Wallung. Es sah so aus, als wollten sie etwas darunter hervorholen.

Was auch geschah!

Plötzlich strahlte in ihren Händen etwas auf. Auf Bill wirkte es so, als hätten sie lange Schwerter gezogen, die aus Griffen und blaßweißen Lichtklingen bestanden.

Mit diesen schlagbereiten Schwertern ritten sie auf das Schloß zu. Sie waren so nahe, daß sich Bill aus Furcht vor einer zu schnellen Entdeckung zurückzog.

Er hörte seinen eigenen Atem überlaut. Er wollte auch nicht nach Suko rufen, überlegte, fand aber keine Lösung, sondern beugte sich noch einmal nach vorn, was er in einem wahren Anfall an Mut tat.

Die Reiter waren verschwunden!

Bill wollte das nicht akzeptieren. Er schaute nach rechts, dann nach links, weil er damit rechnete, daß sie parallel zur Hauswand reiten würden, aber das war ebenfalls nicht der Fall. Es gab sie nicht mehr, sie mußten sich in Luft aufgelöst haben.

Oder aber…

Nein, an die Möglichkeit wollte Bill nicht denken. Er verbannte sie aus seinen Überlegungen.

Dafür schloß er das Fenster.

Mit langsamen Bewegungen drehte er sich um. Unter ihm knisterte die Plane. Nach dem anfahrenden Wagen hatte er nicht mehr geschaut, denn die unheimlichen schwarzen Gestalten auf ihren helleren Pferden waren jetzt wichtiger gewesen.

Bill durchquerte den kalten Raum. Unheimlich war ihm zumute. Bei jedem Knistern der Plane hatte er das Gefühl, von einem fremden Wesen ausgelacht zu werden.

An der offenen Tür blieb er stehen.

Er peilte in den Gang. Sehr vorsichtig und bereit, sofort wieder zurückzuzucken. Nichts zu sehen.

Erleichterung überkam ihn trotzdem nicht.

Irgendwo mußten die Reiter geblieben sein. Ob Suko sie auch gesehen hatte?

Bill verließ seinen Standort. Er schlich nach links, auf den Beginn der Treppe zu. Wenn sie sich in der Halle aufhielten, dann konnte er sie möglicherweise hören, denn in diesem leeren Raum trug der Schall die Geräusche sehr weit.

Es war nichts zu hören.

Stille…

Er drehte sich wieder um.

Sein Mund blieb vor Staunen offen. Lautlos hatte sich hinter ihm das Grauen herangeschlichen.

Es war ein Schatten, aber keine Gestalt. Einfach ein in der Luft schwebender, schwarzer Fleck, der absolut lichtlos war und nur mit dem Spuk hätte verglichen werden können.

Bills Herz schlug schneller. Die Überraschung hatte ihn noch nicht losgelassen.

Der Schatten stand da.

Er trennte den Gang, aber er bewegte sich. Und wieder geschah dies absolut lautlos.

In den folgenden Sekunden bekam Bill Conolly den Eindruck, Zeuge einer Geburt zu sein. Etwas unheimlich Böses wurde da geboren. Etwas, das mit normalen Worten nicht zu beschreiben war und eine Kälte ausstrahlte, die mit einer normalen nicht zu vergleichen war. Es war die Kälte des Bösen, eine Leere, eine Schwärze, die einem Menschen tiefe Angst einjagen könnte.

Bill wollte sich nicht schlecht fühlen, aber er fühlte sich auf einmal so. Seine Knie fingen an zu zittern, er schluckte, und seine Zunge wirkte wie ein Pelz, den man ihm in den Mund geschoben hatte.

Tief holte er Luft.

Das Gefühl wollte nicht weichen. Für einen Moment sah er selbst vor seinen Augen Schatten, die aber mit dem Schatten vor ihm nichts zu tun hatten.

Der vor ihm war längst nicht mehr so breit und plakativ. Er verwandelte sich in eine Gestalt.

Bill hatte sie schon auf dem Rücken des Pferdes gesehen. Und er sah jetzt auch die beiden rotglühenden Augen.

»Wer bist du?« Die Frage sprang über seine Lippen.

Und der Schatten gab Antwort. Mit einer unheimlich dumpfen und doch metallisch klingenden Stimme, die sich anhörte, als wäre sie von zahlreichen verzerrten Echos begleitet.

Dennoch verstand er die Antwort.

»Vernon Graves…«

***

Fabienne Stone schaute mich konzentriert an. Sie hatte ihre provozierende Haltung noch immer nicht aufgegeben. Leichter Wind

wehte über die Mauern, er spielte mit ihren Haaren, was ihr nicht gefiel, denn mit einer herrisch wirkenden Geste strich sie einige der blonden Strähnen zurück. Von den Zirkusleuten ließ sich niemand blicken. Sie hatten sich in ihre Wagen verkrochen und schauten aus sicherer Entfernung zu.

»Gehört Ihnen der Wagen?« unterbrach sie nach einer Weile das Schweigen zwischen uns.

»Ja.«

»Fahren Sie ihn sofort weg und bleiben Sie selbst auch draußen, Mister…«

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Interessiert mich nicht.«

»Weshalb soll ich den Wagen weg fahren?«

»Weil ich es so will.«

»Dann sind Sie die Chefin hier?«

Sie schickte mir ein Lachen entgegen. »Als wenn Sie das nicht längst wüßten.«

»Stimmt.«

»Sie stören. Und da Sie nicht zur Firma gehören, will ich Sie auch nicht sehen.«

»Wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht zur Firma gehöre?«

Fabienne Stone wurde ungeduldig und stampfte sogar mit dem rechten Fuß auf. »Erstens hätte ich Sie gekannt, und wenn Sie neu angefangen hätten, wäre ich über Ihr Kommen informiert worden. Ich weiß nicht, wer Sie sind, was Sie hier wollen, aber ich habe es nun mal nicht gern, wenn man herumschnüffelt.«

»Was könnte ich denn entdecken?«

»Nichts. Gehen Sie!«

Ich lächelte sie an, was allerdings auch nichts brachte, denn sie änderte ihre Haltung um keinen Deut. Nur schien sie mir zu lauschen, um herauszufinden, ob in ihrer Umgebung etwas geschah, aber das war wohl nicht der Fall. Fabienne wollte etwas sagen, hatte schon angesetzt, als wir beide ein Geräusch hörten, das so gar nicht in diese Umgebung hineinpassen wollte.

Ein entfernt klingendes, helles Wiehern, als wären Pferde unterwegs. Die Frau krauste die Stirn und hörte sich meine Frage an. »Haben Sie die Pferde mitgebracht?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich habe ein Wiehern gehört.«

»Ein Irrtum.«

»Okay, ein Irrtum.« Ich gab ihr recht, hatte dabei nicht sehr überzeugend gesprochen, so daß sie eigentlich hätte mißtrauisch werden müssen. »Sie haben mich zwar gebeten zu gehen, und ich werde auch verschwinden, doch ich möchte mich noch mit Ihnen

unterhalten, weil ich gewisse Dinge klarstellen will.«
Wieder zeigte sich die Frau sehr arrogant. »Ich wüßte nicht, was wir zu besprechen hätten.«
»Es geht um das Hotel.« Ich nickte in die Richtung des alten Gemäuers. Hinter einigen Fenstern schimmerte jetzt Licht. Bill und Suko mußten es eingeschaltet haben.
»Hören Sie, Mr. Sinclair. Ich habe mich durch den verdammten Nebel sowieso verspätet und möchte Ihnen raten, von hier zu verschwinden. Ich habe hier das Hausrecht. Es gibt überhaupt nichts, was uns beide da noch verbinden könnte.«
»Sie reden wie jemand, der etwas zu verbergen hat.«
»Unsinn.«
»Es geht um das Haus.«
»Das noch renoviert wird, Mr. Sinclair.«
»Was aber nichts mit seiner Vergangenheit zu tun hat.«
Die letzte Bemerkung hatte Fabienne Stone die Schlagfertigkeit genommen. Sie dachte erst einmal nach und erkundigte sich dann, wie ich es gemeint hatte. »Das will ich Ihnen sagen. Die Vergangenheit kann oft sehr wertvoll, aber auch ein schlimmes Erbe sein, Miß Stone. Ich weiß das, ich habe meine Erfahrungen.«
»Sind Sie Historiker?«
»So ähnlich.«
»Dann können wir uns ja die Hand reichen, Kollege. Nur daß ich Ihnen diese Berufsbezeichnung nicht abnehme. Für mich haben Sie schlichtweg gelogen.«
»Wie kommen Sie darauf?«
Fabienne lächelte siegessicher. »Haben Sie schon mal den Begriff Stallgeruch gehört?«
»Natürlich.«
»Den haben Sie, wobei ich zugebe, daß Sie einen ganz bestimmten Stallgeruch haben.«
»Tatsächlich? Welchen denn?«
»Polizist, Mr. Sinclair. Sie riechen so wie ein Polizist, der hier nichts zu suchen hat. Ich habe den Artisten erlaubt, im Innenhof des Schlosses zu überwintern. Es ist nichts dabei. Einige von ihnen arbeiten sogar für mich, renovieren das Schloß. Sie alle haben gültige Visa, es gibt für Sie also nichts zu schnüffeln.«
»Glauben Sie denn, daß es mir einzig und allein um die Zirkusleute geht, Miß Stone?«
»Um was sonst?«
Ich zeigte an ihr vorbei. »Um dieses Schloß und dessen Vergangenheit. Das habe ich Ihnen schon einmal gesagt. Zudem interessiert mich ein ganz bestimmtes Kapitel.«
»Ach ja? Welches denn?«

»Kein historisches, ein mehr magisches.«
Ich hatte einen wunden Punkt getroffen, denn sie zuckte leicht zusammen. Trotzdem versuchte sie einen Protest. »Was soll das? Glauben Sie etwa an Magie?«
»Sicher.«
Sie blies die Wangen auf und tat so, als wollte sie mich auslachen. Soeben noch konnte sie sich beherrschen. »Das ist doch Quatsch, das ist der reinste Unsinn. Ein Polizist, der an Magie glaubt. Finden Sie das nicht selbst lächerlich?«
»Kaum.«
»Dann kann ich Ihnen nicht helfen.«
»Ich glaube sogar an die Magie der Schatten, Miß Stone. Können Sie damit etwas anfangen?«
Sie duckte sich. Dann wirbelte sie ihr Haar zurück. »Sie sind verrückt, Mister, einfach übergeschnappt. Magie der Schatten! Was reden Sie da für einen Unsinn!«
»Das ist es nicht.«
»Dann beweisen Sie, daß es so etwas gibt.«
»Deshalb bin ich hier.«
Fabienne Stone sagte nichts. Ich merkte aber, daß sie unsicher geworden war. Einige Male biß sie sich auf die Lippen, bis sie zu einem Entschluß gekommen war, der mir allerdings nicht weiterhalf.
»Es gibt keine Schatten, die magisch sind. Die Schatten, die ich kenne, sind allein die der Nacht.«
»Darf ich Sie vom Gegenteil überzeugen?«
»Nein!« Abrupt machte sie kehrt.
»Wo wollen Sie hin?«
Nach wenigen Schritten blieb die Frau stehen, drückte ihren Rücken durch und holte tief Luft. »In mein Zimmer will ich. Es ist bereits fertig. Ich wohne schon im Schloß.«
»Dann weiß ich ja, wo ich Sie finden kann.«
Scharf machte sie kehrt. »Sie, Sinclair, werden das Schloß nicht betreten!«
»Wer sollte mich daran hindern? Sie etwa?«
Ich bekam keine Antwort. Für diese Person war ich gestorben. Abermals vollzog sie eine Kehrtwendung und lief auf das Portal zu. Sie ging nicht schnell, sondern wie jemand, der darauf wartete, daß er möglicherweise noch einmal zurückgerufen wird und deshalb seine Schritte ziemlich zögernd setzt.
Den Gefallen tat ich ihr nicht. Ich wollte mich auch nicht von ihr aussperren lassen. Wenn ich es für ratsam hielt, das Schloß zu betreten, dann würde ich es auch tun.
Noch eine andere Person erschien. Ich hörte Geräusche aus dem Bereich der abgestellten Wohnwagen. Auch Fabienne Stone hatte sie

vernommen. Sie stoppte ihre Schritte noch vor den drei breiten Stufen, die zum Portal hochführten, und drehte sich um.

Aus verschiedenen Stellungen schauten wir in dieselbe Richtung, wo das Schlurfen der Schritte lauter geworden war und die geheimnisumwitterte Hanita aus dem Schatten der Wagen erschien.

Wie ein Geist war sie aufgetaucht, und dünne Nebelschwaden begleiteten sie. Ihre Tritte knirschten über den Untergrund, als wäre sie dabei, Glassplitter zu Krümeln zu zertreten.

»Bleib stehen, Fabienne!«

Nicht nur sie schrak zusammen, ich ebenfalls. Denn damit hatte ich nicht gerechnet. Ich war davon ausgegangen, daß Hanita mit mir reden wollte, aber sie hatte sich Fabienne ausgesucht.

Und die gehorchte.

Sie stand auf der ersten Stufe. Platz genug war vorhanden. Mit einer zögernd wirkenden Bewegung streckte sie Hanita den rechten Arm entgegen.

»Was willst du?«

Die Frau ging noch weiter. Sie zog ihr Kopftuch dabei enger und bückte sich leicht. Für mich hatte sie noch immer keinen Blick, allein wichtig war Fabienne.

»Was hast du getan?« fragte sie.

»Wieso…?«

»Du läßt diesen Mann nicht in das Schloß? Du enttäuschst mich, Fabienne, du enttäuschst mich sehr.«

Daß sie diese Worte sagen konnte, bewies mir wiederum, daß Hanita zugehört hatte.

»Nein, er bleibt draußen!«

»Warum?«

»Fang du nicht auch noch an!« rief sie wütend. »Ich kann bestimmen, wen ich in das Schloß lasse und wen nicht.«

»Das stimmt schon. Aber dieser Mann ist nicht irgendwer. Er meint es gut, Fabienne.«

»Er bleibt draußen!«

Hanita nickte einige Male. »Ich habe befürchtet, daß du so reagieren würdest. Ja, das habe ich befürchtet, und ich finde es nicht gut, denn ich kann mir vorstellen, daß du etwas zu verbergen hast. Wer so handelt, der hat kein reines Gewissen.«

»Ich will keine Fremden und keine Spione haben.«

»Nein, das ist nicht der Grund.«

»Dann sag mir einen anderen!«

Hanita ging auf die Forderung ein. Aber sie sprach dabei Fabienne persönlich an. »Du bist nicht mehr die, die ich kenne. Du bist auch nicht mehr dieselbe Person wie heute morgen noch. Du hast dich verändert, Fabienne. Die Fahrt durch den Nebel und die Einsamkeit

der Berge hat dich zu einer anderen gemacht, das ist für mich genau zu spüren. In den letzten Stunden geschah etwas, das dich verändert hat, Fabienne. Nicht zum Positiven verändert, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Ich spüre an dir etwas, das ein Mensch weit von sich weisen soll. Es ist etwas über dich gekommen, dem du dich nicht entgegenstellen konntest, weil es einfach zu stark war.«

»Jetzt reicht es, Hanita. Du redest einen absoluten Schwachsinn. Woher willst du wissen…?«

»Ich spüre es.«

»Wie schön«, bemerkte sie sarkastisch.

»Es ist überhaupt nicht schön, wenn man sich so verändert hat wie du. Wenn man nicht die Person ist, die man eigentlich hätte sein müssen. Wenn man sich dem Bösen zugekehrt hat, einer Macht und einer Kraft, die für Menschen nur schlecht sein kann. Fabienne, du hast dich verändert, und etwas hat dich verändert.«

»Rede nicht…«

»Ich weiß, daß es dir nicht gefällt, aber es ist so. Deshalb gebe ich dir einen Rat.«

»Nein, ich verzichte.«

»Ich werde ihn dir trotzdem geben, Fabienne!«

Hanita ließ sich nicht beirren, und ich kam nicht darum herum, diese Frau zu bewundern. Sie zeigte einen unerschütterlichen Einsatz und ließ sich von ihrem Weg nicht abbringen.

»Bleib draußen, Fabienne. In dir steckt etwas Böses, etwas Schlimmes. Es ist dir begegnet, es hat dich überfallen. Und trotzdem, du kannst es noch besiegen. Bleibe weg, gehorche einmal mir. Wende dich an John Sinclair, er kann dir helfen.«

»Helfen, Alte? Bist du verrückt?« Fabiennes Gesicht verzerrte sich. Ich konnte es deshalb sehen, weil Licht durch ein Fenster fiel und auch die Gestalt der Frau traf.

Hanita hatte voll ins Schwarze getroffen. Sie hatte Fabienne Stone unsicher gemacht.

Ich konnte das Geschehen nicht nachvollziehen, weil es Fabienne direkt betraf. Ich hatte sie nicht so kennengelernt wie die alte Weissagerin, aber ihre Worte hatten in mir den Eindruck verstärkt, daß ich die Stone nicht aus den Augen lassen durfte. Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, daß sie etwas mit den Schatten zu tun hatte - so sah sie gar nicht aus -, aber man schaute einem Menschen ja nur vor den Kopf und nicht hinein.

Ich ging vor.

»Ja, geh nur, John«, sagte die Frau zischend. »Es ist gut, wenn du bei ihr bleibst.«

Das wollte Fabienne Stone nicht. Sie konnte auch nicht verhindern, daß ich auf die Treppe zuschritt und mich dabei laut und vernehmlich

bei Hanita bedankte.

Fabienne ruckte herum.

»Bleiben Sie stehen!«

Ich dachte nicht daran. Die Stufe war breit genug, um mich an der Frau vorbeidrängen zu können.

Zwar zuckte ihre Hand vor, es war keine wirkliche Geste, hinter der sie stand, sondern nur Makulatur, denn sie berührte mich nicht einmal.

»Viel Glück, John Sinclair!« rief mir Hanita zu und winkte mit beiden Armen. »Gib auf dich acht!«

Ich zerrte die schwere Tür auf. Es dauerte einige Sekunden. Die Zeit, die Fabienne brauchte, um zu mir zu kommen. Sie konnte nicht verhindern, daß ich die Tür so weit aufzerrte, um die Baustelle, die sich noch hier unten befand, zu betreten. Als ich ihre Hand auf meiner Schulter spürte, schüttelte ich sie ab.

Dann war ich drin.

Haßerfüllt stieß Fabienne ihre Drohung aus. »Das wirst du noch bereuen, verdammt…«

***

Bill konnte sich die plötzliche Anwesenheit des Schattens nicht erklären. Im ersten Augenblick hatte er an den Spuk gedacht, der, sich ja auch in dieser Ungestalt zeigte, doch der Spuk war viel größer, denn er selbst war gleichzeitig auch sein Reich, obwohl er es in der Größe variieren konnte.

Was sollte er tun?

Bill Conolly trug eine Waffe bei sich. Leider nicht die goldene Pistole, die hatte er zu Hause gelassen. Zudem hätte sie ihm kaum etwas genutzt. Ihre mörderische Ladung löste vieles auf, bei einem Schatten war sich der Reporter nicht so sicher.

Er suchte nach einem Vergleich und fand ihn auch. Diese amorphe Gestalt kam ihm vor wie ein gewaltiger, in der Luft schwebender Tintenklecks, der an den Seiten noch »eingerissen« und gleichzeitig eingedrückt war. Er besaß keinen Kontakt mit dem Boden, in Kniehöhe schwebte er darüber hinweg und zitterte auch nicht.

Abgesehen von seinem plötzlichen Auftauchen, stellte er auch keine unmittelbare Gefahr für Bill dar. Er wehte nicht näher, er griff nicht an, aber Bill spürte doch, daß etwas in ihm steckte, vor dem er sich nur fürchten konnte.

Es war eine furchtbare Kraft, ein unheimliches Etwas, das nicht von dieser Welt stammte, sondern tief in der anderen Dimension verborgen lag, wo es nicht einmal Lichter gab. Keinen Schimmer Helligkeit!

Bill spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Er dachte auch an Suko,

dessen Hilfe er jetzt hätte brauchen können, der aber befand sich in einem anderen Zimmer.

Die Kälte war da.

Sie kam von innen, aber sie erwischte ihn auch von außen, legte sich wie ein Reif um seine Gestalt und erzeugte bei ihm das Gefühl einer bohrenden Angst.

Bill war kein ängstlicher Mensch, er stellte sich den Problemen, aber diese Schwärze war schlimm.

Und sie konnte reden. Er hatte aus ihr die Stimme vernommen wie aus einem großen Lautsprecher.

Sie hatte ihn angesprochen, es war ein kratzig klingender Satz gewesen, der ihm klarmachte, wer darin steckte.

Vernon Graves!

War es sein Schatten? Das mußte er sein, auch wenn Bill sich diese Tatsache nicht erklären konnte.

Der Schatten eines Menschen, der von ihm selbst verkauft worden war und der gleichzeitig die menschlichen Funktionen übernommen hatte, zumindest was das Reden anging.

An ihm vorbei konnte Bill schauen, nur nicht hindurch. Da existierte nicht die winzigste Öffnung, die einen Lichtschimmer durchgelassen hätte. Er war absolut dicht.

Bill atmete schneller, obwohl er es nicht wollte. Kälte wehte ihm entgegen. Er fröstelte, er wischte über seine Stirn, und er spürte, daß sich in seinem Gehirn etwas veränderte, denn der Schatten vor ihm hatte ihm einen Befehl gegeben.

»Komm her!«

Bill wollte sich wehren. Er durfte diesen Befehlen nicht gehorchen. Er würde sich weigern. Soweit konnte er es auf keinen Fall kommen lassen, daß etwas anderes Macht über ihn bekam, nur war das andere stärker als er.

Er zog ihn heran.

Bill ging den ersten Schritt.

Auf seinem Gesicht zeichneten sich Qualen ab. Ein Beweis für den inneren Kampf, den er ausfocht.

Sich dagegenstemmen, seinen eigenen Willen zu mobilisieren, das war die eine Seite. Die andere Seite jedoch hatte mehr Kraft.

Sie wollte es.

Sie schaffte es auch.

Der Reporter kam sich vor, als würde er an einem Band hängen, das starke Hände zogen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf den großen Schatten zuzugehen.

Seine Sohlen schleiften dabei über den Boden. Staub wallte wie Puder in die Höhe. Er zwinkerte mit den Augen, wo sich die Körner einfach festgesetzt hatten.

Durch den offenen Mund holte er Luft. Die Kälte nahm zu. Wie Eisgrieß bedeckte sie seine Haut.

Und sie ließ sich auch nicht stoppen, denn sie drang durch die zahlreichen Öffnungen in seinen Körper ein, um ihn dort zu quälen.

»N… nein…«, ächzte er. »Um Himmels willen, nein! Ich will es nicht, ich…«

Seine Stimme versagte. Es kam ihm vor, als hätte ihm jemand einen zusammengeknoteten Lappen wuchtig in die Kehle gerammt. Der Schatten hatte die Kontrolle über ihn bekommen.

Bill schwankte bei jedem Schritt wie ein Betrunkener. Er kontrollierte sich nicht mehr selbst, er war zu einer Marionette degradiert worden, die an den Fäden einer Schattengestalt hing. Immer näher kam er an sein Ziel heran.

Eine absolute Schwärze, die zwischen Boden und Decke schwebte. Auch jetzt sah Bill nicht die Spur eines Lichtfunkens. Der Schatten eines Menschen hatte sich auf magische Weise verselbständigt, aber die Stimme des Menschen übernommen.

»Du…«

Er hörte dieses eine Wort aus dem Zentrum des Schattens dringen. Es war nicht normal gesprochen worden, es glich einer Drohung, die düster ausgestoßen war.

Bill kämpfte gegen die andere Macht. Er wollte sich nach hinten werfen, dann wegrennen, nur schaffte er es nicht einmal, den Kopf in den Nacken zu drücken.

Breitbeinig ging er weiter. Der Druck verstärkte sich, der Zug ebenfalls. Er holte ihn zu sich heran.

Bill sah nur noch den Schatten. Er war so nahe herangekommen, daß er weder rechts noch links an ihm vorbeischauen konnte. Nur diesen verfluchten Schatten.

Und der bewegte sich.

Er zitterte zunächst an den Rändern, als wollte er sich noch mehr ausdehnen. Das Gegenteil trat ein.

Der Schatten zog sich zusammen, er verwandelte sich in eine geballte Masse und machte sich bewußt kleiner. Bill bekam das nicht in die Reihe. Er sah keinen Grund für diese Veränderung, aber er merkte gleichzeitig, daß sich die Kraft auf seinen Kopf konzentrierte.

In ihm hämmerte es. In ihm war ein mächtiger Druck entständen und gleichzeitig etwas, das die Form eines Trichters besaß. Ein Trichter, in dem es quirlte und sich starke Strömungen zusammenfanden, gegen die er nichts ausrichten konnte.

Er spürte den Druck, er ging in die Knie, er holte tief Luft und hatte dabei den Eindruck, etwas trinken zu müssen, das ihm völlig fremd war. Eine Masse, die keine war.

Kälte, nur Kälte…

Er saugte sie ein.

Sie war da, und je mehr ihn die andere Kraft dazu zwäng, Luft zu holen, um so stärker verkleinerte sich der Schatten, so daß er beinahe nicht mehr vorhanden war.

Der Schatten hatte seinen Standort gewechselt. Er war unsichtbar geworden, denn er befand sich jetzt im Körper des Reporters.

Ein anderer in ihm.

Ein Schatten, ein Geist, den er auch spürte, denn etwas rumorte durch seine Adern.

Er dachte darüber nach, als er sich herumdrehte und auch weiterhin torkelte. Aber es war nicht der Eindruck entstanden, als hätte er etwas getrunken, obwohl er sich wie aufgefüllt fühlte. In ihm tobte eine fremde Kraft, die hatte die Kontrolle über ihn bekommen, sie durchrieselte ihn von den Zehenspitzen bis hoch zur Stirn, und er schaffte es nicht, sich dagegen zu wehren.

Der Schatten war grausam.

Der Schatten war fremd.

Er dachte anderes, er handelte anders, und er drückte Bills eigenes Ego zurück.

Der Reporter fiel mit der Schulter gegen die Wand. Für einen Moment konnte er in dieser Haltung stehenbleiben, dann übernahm der Schatten wieder die Kontrolle und drängte ihn weiter.

Es gab ein Ziel.

Als Bill sich umgedreht hatte, sah er die Treppe. Die ersten drei Stufen konnte er noch sehen, die anderen verschwammen zu einem grauen Gebilde. Schon jetzt kam es ihm vor, als würde er, wenn er die ersten beiden Stufen hinter sich gelassen hatte, in einen grauen, tiefen Abgrund stürzen, aus dem es keine Rückkehr gab.

Trotzdem taumelte er vor. Dabei schwankte er wieder. Seine Füße schleiften über den Boden, dann hämmerten sie mit dumpfen Echos, als würden unsichtbare Fäuste neben ihm auftreffen.

Bill erreichte die Treppe.

Mit der rechten Hand berührte er das Geländer. Die Folie knirschte, als er sie mit der Hand berührte und sie sich unter seinen Fingern zusammenzog.

Dann ging er weiter.

Die erste Stufe, die zweite, auch die dritte konnte er normal nehmen. Er brauchte sich nicht einmal festzuhalten, die Schattenkraft hielt ihn voll und ganz in ihrem Griff und sorgte dafür, daß ihm nichts passierte und er normal, wenn auch ziemlich schief, die Treppe nach unten gehen konnte.

Von unten her hörte er Stimmen.

Eine Frau und ein Mann sprachen.

Er nahm sie zwar wahr, aber ihren Klang empfand er schon als

merkwürdig und seltsam. Metallisch zum einen und hallend zum anderen. Die Stimmen wehten an ihm vorbei, er ging aber weiter, weil ihn die andere Kraft antrieb.

Einen Spiegel hatte er nicht zur Hand. Hätte er hineingeschaut, so hätte er sich vor seinen eigenen Augen erschreckt. Sie waren verändert, denn sie hatten pechschwarze Pupillen…

***

Ich wußte nicht, was ich bereuen sollte, für mich war wichtig, daß ich das Zentrum erreicht hatte.

Es sah überhaupt nicht verändert aus, nichts Gruseliges erwartete mich. Auch keine Gewalt. Ich stand in einer normalen Innenbaustelle, an der sicherlich noch einige Wochen gearbeitet werden mußte, um alles perfekt aussehen zu lassen.

Unter der Decke hingen die Fassungen der Glühbirnen an schwarzen Kabeln. Vieles war noch abgedeckt worden, so auch der Boden und das Geländer der nach oben führenden Treppe.

Ich konnte mir vorstellen, daß sie von Bill und Suko benutzt worden war, aber von ihnen hörte ich nichts. Zunächst einmal war Fabienne Stone wichtig.

Sie war mir gefolgt und hatte mich, da ich stehengeblieben war, sehr bald erreicht.

Ich drehte mich um.

Zum erstenmal sah ich ihr Gesicht aus der Nähe und auch im Hellen, denn das nicht gedämpfte Licht ließ ihre Konturen überscharf hervortreten. Daß sie mich nicht mochte, stand fest. Ihr Mund war verzogen, die Augen strahlten etwas ab, das ich nur mit dem Wort Haß umschreiben konnte. Sie funkelte mich an, und auf den Wangen zitterte ihre Haut, als würde sie von leichten Strömstößen durchzuckt.

Sie war bleich.

Okay, es gab viele bleiche Menschen, ich hatte auch schon oft welche gesehen, doch nicht so wie bei Fabienne Stone. Ihre Bleichheit war eine andere. Es fiel mir schwer, einen Ausdruck dafür zu finden. Ich konnte sie als schattenbleich bezeichnen, denn es war keine Blässe, wie ich sie von kranken Menschen her kannte oder auch von Toten. In sie hinein mischte sich noch ein Schatten, der in seiner bläulichgrauen Farbe durchaus sichtbar schimmerte.

Für mich war das nicht normal. Die Haut sagte mir eigentlich genug. Mit ein wenig Phantasie konnte ich mir das andere dann zusammenreimen. Fabienne Stone stand unter einer Kontrolle. Sie sah zwar noch so aus wie sonst, aber sie war nicht mehr sie selbst, da hatte die alte Weissagerin schon recht gehabt.

Die Frau stand vor mir und zitterte vor Wut. Wahrscheinlich dachte sie darüber nach, ob sie mich töten sollte oder nicht. Als ich lächelte,

ging sie einen Schritt zurück, und die Plane unter ihren Füßen knirschte, als hätte sie auf Zuckerkrümel getreten.

»Das haben Sie nicht umsonst getan!« ächzte sie. »Das werden Sie noch bereuen!«

Ich hob die Schultern. »Warum, Miß Stone? Was ist schlimm daran, daß ich dieses Schloß betreten habe? Ich zerstöre nichts, ich benehme mich anständig, ich bin der Meinung, daß ich mich schon einmal hier umschauen darf. Oder nicht?«

Sie schluckte.

»Was haben Sie dagegen? Ich suche zwei meiner Kollegen, die schon vorgegangen sind!«

»Nein!« Sie brachte den Laut mühsam hervor. Mit einer derartigen Reaktion hätte ich nicht gerechnet und war verdammt überrascht. Fabienne schüttelte den Kopf. »Sind Sie verrückt geworden?«

»Nein, warum?«

»Die beiden sind hier?«

»Ja!«

Sie stand vor mir und breitete ihre Arme aus. Umfangen wollte sie mich bestimmt nicht, dafür aber öffnete sie den Mund und fing an zu lachen, wobei ihre Zunge den Takt schlug.

Nein, es stimmte nicht. Das war kein Lachen, es war mehr ein Glucksen, das tief aus dem Zwerchfell in die Höhe drang und durch ihren Mund wehte, wobei sie kaum Geräusche abgab.

Ich wußte bei Gott nicht, was daran so amüsant war. Mir war nicht zum Lachen zumute, und ich dachte auch daran, daß sie einen bestimmten Plan verfolgte.

Dann drehte sie sich zur Seite, senkte den Kopf, bückte sich dabei und schüttelte ihn auch.

Ich packte zu.

Sie erstarrte, als sie meine Hand auf ihrer Schulter spürte. Das Glucksen brach ab. Schon drohend klangen ihre nächsten Worte. »Lassen Sie mich los, Mann, sonst werden Sie erleben, was hier gespielt wird, aber Sie werden es nicht überleben!«

»Deshalb bin ich ja hier, um zu erleben, was hier abläuft. Ich will von Ihnen alles wissen, verstehen Sie? Ich will auch erfahren, was Ihnen auf der Fahrt widerfahren ist, denn Hanita hat bestimmt recht gehabt, als sie andeutete, wie sehr sie sich verändert haben. Sind es die Schatten gewesen, die Ihnen begegneten? Waren es drei Schattenwesen, die Sie stoppten?«

»Hör auf…«

»Nein, ich höre nicht auf. Ich habe recht, ich spüre es, daß ich recht habe, und Sie werden mir erzählen, wie es dazu gekommen ist. Wer Sie so verwandelt hat.«

Vielleicht hätte sie es getan, vielleicht auch nicht. Ein anderes

Ereignis lenkte mich ab.
Es waren Schritte.
Nicht hier unten, ich hörte die Geräusche am Ende der Treppe aufklingen. Begleitet wurden sie von einem Knirschen, dann erschien eine Gestalt auf den letzten Stufen, und meine Augen wurden groß, als ich sie erkannte.
Es war Bill Conolly!
Ich wollte seinen Namen rufen, dazu kam es nicht mehr, denn wenig später sah ich meinen Freund genauer an.
Es war Bill, daran gab es nichts zu rütteln. Leider hatte er sich verändert. Nicht körperlich, er sah aus wie immer. Es war seine steife Haltung, die mich irritierte und dann die Tatsache, die ich kaum glauben wollte.
Seine Pupillen bestanden nur mehr aus schwarzen Kreisen, und er sprach mit einer Stimme, die nicht ihm gehörte.
»Hi, John…«

***

Suko hatte sich von Bill getrennt, obwohl er nicht wußte, ob dieser Plan gut gewesen war. Rückgängig machen konnte er ihn nicht, er wollte das Beste versuchen.
Suko durchsuchte mehrere Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite. Sie alle sahen irgendwie gleich aus, auch wenn sie sich oftmals von der Größe her unterschieden.
Sie waren nicht möbliert, der Teppichboden war bereits verlegt und abgedeckt worden.
Suko durchsuchte auch die Bäder.
Nirgendwo fand er eine Spur von »Leben«.
Trotzdem ging er davon aus, daß in diesen Mauern etwas existierte. Es mußte ihm feindlich gesonnen sein, sonst hätte er sich nicht diesem kalten Gefühl hingeben können.
Ein Feind in der Nähe, der unsichtbar war.
Für Suko war es zu merken, zu spüren, zu riechen und auch zu schmecken. Aus dem Unsichtbaren hervor wurde er beobachtet, und dann, wenn er die Schatten sah, überkam ihn der schnelle Eindruck, als würden sich diese bewegen. Entweder vor ihm fliehen oder sich aber noch tiefer in Wände und Boden zu drängen.
Wo konnten sich Schatten verbergen? Wie kreativ waren sie? Schatten sind dunkel, und wo Licht ist, da waren sie ebenfalls. Aber sie konnten sich auch umstellen, denn die Schatten, die der Spuk produzierte, waren andere.
Sie brauchten kein Licht, um existieren zu können. Sie waren einfach zur Stelle.
Je mehr Zimmer Suko unter die Lupe nahm, um so unwohler wurde

ihm. Er hatte längst das Gefühl, in einer Falle zu stecken oder zumindest aus dem Unsichtbaren hervor unter Kontrolle zu stehen, und das traute er dem Spuk ohne weiteres zu.

Noch ein Zimmer, dann hatte er diesen Flur geschafft. Schon beim ersten Hinsehen fiel ihm auf, daß die Tür sich in der Größe von den anderen unterschied. Sie war etwas höher und auch breiter. Als er sie öffnete und Licht gemacht hatte, wunderte er sich über die warmen Töne, die ihm entgegenwehten.

An den Wänden hatten sich die Lampen ebenso erhellt wie an der Decke. Das gesamte Zimmer wie auch der Flur und der separat liegende Schlafraum waren in dieses Licht getaucht. Suko hatte bei seinem Eintritt den Zentralschalter bedient.

Er wunderte sich.

Die Möblierung stand.

Sessel, eine Couch, ein Tisch, ein Sekretär, der hohe Kleiderschrank, der beigebraune Teppichboden, es war eigentlich alles perfekt eingerichtet worden und wirkte trotzdem sehr kalt. Vielleicht deshalb, weil noch die Bilder an den Wänden und auch die Blumen fehlten.

Der Inspektor hatte seine erste Überraschung schnell überwunden und wußte nun, in welch einen Raum er geraten war. Es war das Zimmer, das man als Demonstrationsobjekt ausgesucht hatte, für Besucher, die sich umschauen wollten und die dann später als Gäste zurückkehren sollten. Das war kein normales Doppelzimmer, sondern eine Junior Suite.

Eines allerdings hatte diese Junior Suite mit den Doppelzimmern gemeinsam. Sie war ebenfalls leer.

Weder ein Mensch noch ein Schatten kreuzte Sukos Weg.

Mehrere Fenster ließen tagsüber das Licht hinein. Jetzt verfing sich die warme Innenbeleuchtung in den Scheiben und verwehrte dadurch einen Blick nach draußen.

Suko schaltete das Licht aus, tauchte ein in die düstere Umgebung, wartete, bis sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, und ging zu einem der Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus.

Die Luft war zwar noch immer feucht, der Nebel allerdings hatte sich zum Großteil zurückgezogen, so daß dem Inspektor eine relativ freie Sicht gestattet wurde.

Sein Blick schweifte über die Hügellandschaft hinweg. Er sah den jetzt klar wirkenden Himmel ebenso wie die Sternensplitter, die auf die Erde herabfunkelten, als wollten sie diese grüßen.

Er spürte den Wind und entdeckte die tiefen Schatten.

All das war zweitrangig. Seine Augen konzentrierten sich auf die drei Pferde, die nicht weit von der Hauswand entfernt mit hängenden Köpfen standen und Gras rupften.

Er mußte sich schon vorbeugen und direkt nach unten schauen, um

sie überhaupt sehen zu können.

Und sie waren ihm auch nur deshalb aufgefallen, weil sich ihre relativ hellen Köpfe gut vor dem dunklen Hintergrund der Nacht abhoben.

Es waren keine Schimmel, Suko tippte eher auf Falben, die so harmlos aussahen.

Er zog sich nicht zurück, denn die Pferde reagierten plötzlich sehr hektisch.

Als hätten sie gemerkt, daß sie jemand aus der Höhe her beobachtete, so warfen die gemeinsam ihre Köpfe hoch, schnaubten und wieherten zugleich.

Suko schaute nach unten. Er sah rote Augen!

Pferdeaugen, die aussahen, als wären sie mit Blut gefüllt worden.

Kalte Blicke erwischten ihn. Suko wußte sofort, daß es keine normalen Pferde waren. Rote Augen waren einfach zu unnatürlich, und er stellte sich vor, daß diese Tiere ohne weiteres für dämonische Geschöpfe als Reitpferde benutzt werden konnten. Der Vergleich mit den Horror-Reitern kam ihm in den Sinn.

Plötzlich wußte er, daß sich die Feinde in der Nähe aufhielten. Er hatte sie bisher nur nicht gesehen.

Der Inspektor zog sich vom Fenster zurück. Es gefiel ihm gar nicht, daß er und Bill allein waren.

Das Gefühl hatte ihn nicht getrogen. Die Pferde warteten, und sie würden so lange warten, bis ihre Reiter - die Schatten - sie erreicht hatten.

Suko schloß das Fenster. Er hatte sich beim Hinweg Zeit gelassen, das würde sich ändern.

So rasch wie möglich durchquerte er das Zimmer, und er brauchte auch kein Licht. Er zerrte die Tür auf, und diese heftige Bewegung zeigte, daß er voller Energie steckte.

Er trat auf den Gang hinaus, wo noch die Beleuchtung brannte. Nach rechts mußte er gehen.

Auf der Stelle blieb er stehen.

Was er sah, war unwahrscheinlich.

Vor ihm schwebte wie ein zerrissener Lappen der Schatten zwischen Decke und Boden.

Er hatte auf ihn gewartet!

***

Bill Conolly hatte mich erkannt, obwohl er ein anderer war oder eine fremde Kraft in ihm steckte, die ihn leitete, als würde er sich auf Schienen bewegen.

Er ließ die Stufen Schritt für Schritt hinter sich. Er ging wie eine Figur aus Holz, das Lächeln auf seinem Gesicht wirkte verklemmt, und

ich ging ihm entgegen.

Hinter mir hörte ich Fabienne Stone heftiger atmen. Wahrscheinlich aus Freude darüber, daß die andere Kraft es geschafft hatte, meinen Freund zu übernehmen.

Vor der ersten Stufe blieb ich stehen. Meinen Kopf legte ich etwas zurück, um Bill entgegenschauen zu können. Nicht nur seine Augen zeigten diese Veränderung, auch sein Gesicht sah ungewöhnlich aus in seiner Bleichheit, die ich mittlerweile kannte, denn ich hatte sie bei Fabienne Stone gesehen.

Da sie nicht unbedingt auf meiner Seite stand, mußte ich davon ausgehen, daß es bei Bill ebenso der Fall war.

Eine fremde Stimme hatte zu mir gesprochen. Jemand hockte in meinem Freund und hatte ihn übernommen.

Warum, zum Teufel, hatte dann Fabienne mit ihrer normalen Stimme zu mir gesprochen?

Ich irrte mich, sie konnte beides, denn ich hörte sie hinter meinem Rücken. »Jetzt bist du dran, Sinclair, jetzt hilft dir keiner mehr, verdammt noch mal.«

Das war ein Mann gewesen, keine Frau.

Ich wollte es genau wissen und drehte mich um.

Sie stand vor mir, den Mund zur Hälfte geöffnet und zu einem kalten Grinsen verzogen. Ihre Augen funkelten, das Böse lauerte in ihnen, und ich bekam genau mit, wie sie anfingen, sich zu verdunkeln.

Ich hatte nicht auf die Farbe ihrer Pupillen geachtet, aber schwarz waren sie nicht gewesen, das wäre mir aufgefallen.

Nun nahmen sie eine tiefe Schwärze an und erinnerten mich an auf der Drehbank bearbeitete Kohlestücke.

Mir wurde die Kehle eng, denn ich stand genau in der Mitte zwischen zwei Feinden.

Bill ging noch weiter die Stufen hinab. Ich hörte jeden seiner Tritte. Als er die letzte Stufe hinter sich ließ, drehte ich mich soeben um und schaute ihn an.

Er lächelte nicht.

Sein Gesicht war eine blaß-bleiche Maske, und unter der plötzlich so dünn wirkenden Haut schienen sich die Schatten festgesetzt zu haben, ohne sich zu rühren.

Mein Herz klopfte schneller. Allein aus der Unsicherheit heraus, die mich überfallen hatte. Die Gänsehaut war wie eine kalte Schicht, die meinen Rücken hoch und bis in den Nacken kroch, wo sie sich festsetzte wie kleine Eiskörner.

»Wer bist du, Bill?«

»Ich bin ich!«

Nein, das war er nicht, denn er hatte mit einer mir fremden Stimme gesprochen.

»Wer steckt in dir?«
»Ich!«
»Das bist du nicht, Bill! Es muß ein anderer sein! Verdammt, sag es endlich! Ist es Perry Lane, ist es Vernon Graves, oder ist es Don Frazer?«
»Ich bin Perry Lane!«
Nicht Bill hatte mich angesprochen, sondern die Frau. Ich schaute zu ihr und sah sie ebenso kalt grinsen wie auch Bill Conolly, der noch immer vor der Treppe stand.
Es war kalt hier, und es wurde noch kälter durch das Bewußtsein, das mich überfallen hatte. Ein schlimmes Wissen, denn beide waren von den Schatten übernommen worden.
Was sollte ich tun?
Es mußte eine Möglichkeit geben, sie von den Schatten zu befreien. Sie waren in die Menschen eingedrungen, also mußten sie auch wieder herauskommen.
Aber wie?
Durch mein Kreuz? Durch seine Aktivierung möglicherweise. Mir war klar, daß ich dabei ein gewaltiges Potential an weißmagischer Energie freisetzte, die so stark sein konnte, das sie die Menschen zerstörte. Und das wollte ich auf keinen Fall.
Bill ging vor.
»Wo willst du hin?«
»Weg!«
»Nein, du bleibst!«
Er schüttelte den Kopf.
»Laß ihn gehen, Sinclair!« sagte Fabienne hinter mir. »Das ist nicht dein Spiel. Wir sind diejenigen, die es leiten. Du hast gegen uns keine Chance.«
Ich holte mein Kreuz hervor. Beide konnten sehen, wie ich die Kette; über den Kopf streifte. Ich wollte es nicht aktivieren, aber ich mußte eine Möglichkeit finden, um diese beiden zu stoppen und sie wieder normal werden zu lassen.
Das Kreuz baumelte von der Kette. Ich schaute es für einen Moment an und hatte den Eindruck, daß sich auch seine Farbe allmählich veränderte. Das Silber wurde dunkler, es bekam selbst einen Schatten, der die Umrisse entlangglitt.
So etwas passierte mir nicht zum erstenmal. Ich kannte diese Veränderung, die immer dann eintrat, wenn der Schatten und die Schwärze einfach zu intensiv waren.
Bei Erscheinen des Spuks!
Etwas berührte mein Haar. Es drang von oben her auf mich nieder, es wehte herbei, es war ein Schauer der Kälte, und meine Kopfhaut zog sich zusammen.

Ich blickte hoch.

Die Decke war nicht mehr zu sehen. Statt dessen schwamm und pulsierte unter ihr eine dicke, pechschwarze und völlig lichtlose Wolke. Es war der Spuk!

Und - aus ihr hervor hörte ich die grollende Stimme. »Du solltest dich doch nicht in meine Angelegenheiten mischen, John Sinclair! Oder hast du unseren Pakt vergessen…?«

***

Suko war unsicher!

Vor ihm lauerte der Schatten, aber gleichzeitig hatte er noch etwas aus der Halle gehört.

Zuerst war nichts zu verstehen gewesen, Sekunden später hatte er Stimmen erkannt.

Eine fremde Frauen-, eine fremde Männerstimme und die seines Freundes John Sinclair. Um genau herauszufinden, was sich dort abspielte, mußte er erst den Schatten überwinden, was ihm kaum möglich war.

Er war wie eine Wand, die sich nicht überwinden ließ. Er stand da, und er sonderte etwas ab, das Suko nicht nachvollziehen konnte und ihn deshalb zurückhielt.

Der Schatten strömte eine gewisse Kälte aus, die Suko deshalb nicht unbekannt war, weil er sie immer dann erlebt hatte, wenn er direkt mit dem Spuk, dem Herrn im Reich der Schatten, zusammentraf. Er spürte die Strahlung nicht als zu kalt und abweisend, er ging auch davon aus, daß es kein Teil des Spuks war, denn der konnte sich auf seine Helfer verlassen. Es mußte entweder Graves, Lanes oder Frazers Schatten sein.

Auf die Stimmen unten achtete der Inspektor nicht mehr. Er ging auf den Schatten zu, wobei er selbst nicht wußte, wie er ihn aus dem Weg räumen sollte.

Nicht mit der Dämonenpeitsche, nicht mit dem Stab, auch nicht mit der Beretta.

Oder sollte er mit der Peitsche wenigstens einen Versuch starten? In den drei Riemen steckte eine mächtige Magie, denn der Dämon Nyrana, aus dessen Haut die Riemen geschnitten worden waren, hatte einmal zu den starken Dämonen gehört.

Es war nicht der Spuk, der sich vor ihm aufgebaut hatte, nicht einmal ein Teil davon. Also mußte er es probieren, ehe sich der andere zu einem Angriff entschlossen hatte.

Suko zog die Peitsche. Der Griff war nicht einmal so lang wie ein halber Arm, vorn allerdings offen.

Er schlug einmal einen Kreis über den Boden, um die magische Sperre der Riemen zu lösen.

Sie rutschten hervor.

Braun, grau und grün waren sie. Mit ihren Enden waren sie auf den Fußboden geklatscht und hatten sich dort zusammengeringelt.

Suko schaute auf den großen, pechschwarzen Fleck. In seinem Gesicht rührte sich nichts, er wartete auf eine Reaktion dieses amorphen Etwas. Es bewegte sich, aber es veränderte nicht seine Position, sondern blieb an der Stelle. Die Bewegungen geschahen in seinem Innern, als würde es anfangen, über gewisse Dinge nachzudenken, die sich dann durch diese ungewöhnliche Art ausdrückten.

Es rollte, es wallte, aber es war kein einziger Laut zu hören. Die Stille empfand der Inspektor als beklemmend. Langsam hob er seinen rechten Arm an.

Wer immer dieser Schatten gehört hatte, derjenige war nicht mehr am Leben. Suko würde ihn nicht töten können, wenn er den Schatten vernichtete, und allein darauf kam es ihm an.

Er schlug zu.

Schnell, aus dem Handgelenk nur. Dann streckte er seinen Arm, so daß die drei Riemen auf diese Schattenfläche zujagten und sich auf dem Weg dorthin noch teilten, damit der Fächer ein möglichst großes Ziel erwischte.

Sie jagten hinein, sie schnitten den Schatten in drei Teile oder hätten es zumindest tun müssen, wäre alles normal gelaufen, aber Suko zog die Peitsche zurück, ohne daß sich an der breiten Schattenwand etwas verändert hatte.

Der erste Versuch war fehlgeschlagen. Er startete zu einem zweiten, diesmal wollte er von oben nach unten schlagen und hatte den Arm auch schon angehoben, als er die Schreie hörte.

Diesmal drangen sie nicht aus der Halle, sie waren vor ihm aufgeklungen.

Der Schatten hatte geschrieen!

Nein, nicht geschrieen im eigentlichen Sinne. Es war mehr ein Quietschen, das entsteht, wenn sich rostige Kugellager oder Gelenke drehten, die lange geruht hatten.

Der Schatten litt!

Es war jetzt das eingetreten, was Suko nicht mehr zu hoffen gewagt hatte.

Aber konnte er ihn auch vernichten?

Bisher hatte sich der Schatten kaum bewegt. Nun zuckte er von links nach rechts, er drehte sich auch um sich selbst, erwischte mal die eine, dann die andere Wand und glitt wieder zurück, um in sein Zentrum zu gelangen, das ihn jedoch nicht lange halten konnte, denn wiederum spalteten sich die drei Teile ab.

Es war für Suko ein spannendes Wechselspiel, und die drei Teile, die

sich im Anfang stets zusammengefunden hatten, schafften es nicht mehr, zu einem Schatten zu werden.

Sie wirbelten auseinander.

Einer huschte über die Decke, der zweite ebenso, der dritte bewegte sich lautlos von Wand zu Wand, wobei er einen Zickzackkurs einschlug und dem Chinesen immer näher kam.

Ausweichen konnte Suko nicht. Auf einmal huschte der Schatten über seinen Körper. Für den Bruchteil einer Sekunde bekam Suko etwas von der Magie und Kraft ab, die ihn noch immer ausfüllte. Ein eiserner Ring umschloß ihn blitzartig. Er umklammerte seine Hüfte ebenso wie die Brust, raubte ihm sogar die Luft, drehte sich an seinem Hals vorbei, dann war er verschwunden.

Suko mußte sich an die Wand lehnen und den Kopf drehen, um den Schatten verfolgen zu können.

Er glitt blitzartig über den Boden und jagte lautlos auf das Ende des Flurs zu, wo die Wand ihn abschloß.

Dort zeichnete er sich für einen Moment ab, bevor er sich endgültig auflöste, als wäre er in die Struktur eingedrungen, um nicht mehr zurückzukehren.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über Sukos Lippen, bevor er sich den beiden restlichen Schatten zuwandte, in der Hoffnung, daß mit ihnen das gleiche geschah.

Sie tanzten, sie waren kleiner geworden, sie rasten zusammen - und Suko erlebte eine Schattenexplosion.

Für einen Moment strahlte genau das Gegenteil von dem aus, was sie dokumentierten.

Ein helles, grell sprühendes Licht umzuckte die Aufschlagstelle, dann verschwand es, und auch die Schatten waren nicht mehr zu sehen. Sie hatten sich aufgelöst.

Freie Bahn für Suko.

Erleichtert atmete er auf. Am liebsten hätte er seine Dämonenpeitsche gestreichelt. Nach dem, was er durchgemacht hatte, tat ihm seit kurzem jeder Sieg doppelt gut.

Er ging jetzt auf die Treppe zu.

Diesmal konnte er sich wieder auf die Stimmen konzentrieren. Schlagartig erbleichte er.

Er hörte und sah.

Von hier oben gelang es ihm auch, einen Teil der Hallendecke zu überblicken.

Dort hatte sich eine mächtige Wolke versammelt. Dicker, größer und noch intensiver als die Schatten.

Suko wußte Bescheid.

Diesmal war der Spuk selbst gekommen, um die Abrechnung vorzunehmen…

***

Verdammt noch mal, ich konnte mich an keinen Pakt mit dem Spuk erinnern. Nicht etwa, daß ich mein Gedächtnis verloren hätte, für mich war es kein direkter Pakt, sondern mehr ein Stillhalteabkommen, das er mit uns abgeschlossen hatte.

Die Sache war simpel.

Auch der Spuk wollte Macht. Und da stand er dem Teufel einfach im Weg, der gern das Reich des Spuks an sich gerissen hätte. Da nun der Teufel und ich Todfeinde waren, konnte sich der Spuk gewissermaßen als lachender Dritter sehen.

Deshalb hatte er mir immer den Spielraum gelassen, mich aber davor gewarnt, mich in seine Angelegenheiten einzumischen, was mir nicht immer gelang, denn auch der Spuk war ein Dämon und stand zwangsläufig auf einer anderen Seite als ich.

Wir mußten zwangsläufig über ihn stolpern, und das war nun passiert. Drei Männer hatten ihre Schatten nicht an den Teufel, sondern an den Spuk verkauft und dafür büßen müssen.

Auch der Spuk kannte keine Gnade, wenn es um seinen Vorteil ging. Auch er gehörte zu den Dämonen, die mächtiger werden und ihre Reiche - in diesem Fall die Schattenwelt - vergrößern wollten.

»Ich habe unser Stillhalteabkommen nicht vergessen«, antwortete ich und sprach die Wolke an.

In ihr rührte sich etwas. Sie wallte, sie blieb aber finster wie das All, und ich dachte wieder einmal daran, daß der Spuk von den Sternen gekommen war. Damals, in grauer Vorzeit, als es noch keine Menschen gab.

»Du hast dein Versprechen gebrochen. Sie gehören mir. Es sind meine Schatten.«

»Du hast sie ja schon.«

»Ja, denn ich brauche sie. Ich will sie als Waffe gegen Asmodis einsetzen.«

»Sie?«

»Laß den Spott, John Sinclair«, dröhnte mir die Stimme entgegen. »Die neuen Schatten, meine Diener, werden dem Teufel einen Riegel vorsetzen, das verspreche ich.«

»Aber nicht die beiden hier. Warum hast du die Frau und auch Bill Conolly genommen?«

»Es ergab sich so. Du hättest nicht kommen dürfen.«

»Dann hättest du die drei Menschen, deren Schatten du genommen hast, nicht töten sollen.«

»Sie haben es nicht anders verdient. Sie wollten mich hintergehen.«

»Und wo ist der dritte Schatten?« Ich wollte ihn ein wenig von den eigentlichen Problemen ablenken.

»Er wird sich eine neue Beute einfangen. Es befindet sich noch

jemand im Schloß, den du gut kennst.«

»Suko!«

»Genau er!«

In mir zog sich etwas zusammen. Ich ging einfach davon aus, daß es kein Bluff war. Der Spuk hatte es einfach nicht nötig. Er war zu mächtig, aber auch er mußte sich gewissen Regeln beugen. Allein durch sein Aussehen war er gehandicapt. Er konnte sich nirgendwo so zeigen wie in seiner Welt, mit der er verschmolzen war, da mußte er sich dann schon auf seine Helfer verlassen.

»Wo ist Suko?«

»Er wird gleich erscheinen.«

Ich schaute über die Treppe hinweg.

»Ja, von dort!«

»Und dann?«

»Habe ich drei Helfer, die ich gegen den Teufel schicken werde. Verstehst du?«

»Natürlich.«

»Ich werde sie dir vielleicht wiedergeben, aber zunächst stehen sie unter meinem Befehl.«

Ich fluchte lautlos. Nicht schon wieder, dachte ich und erinnerte mich dabei an das verdammte Seelenschwert, durch dessen Treffer Suko so stark gelitten hatte.

Wenn jetzt Bill und er unter einem fremden Einfluß standen, dann konnte es noch schlimmer werden.

»Ich habe diesen Ort geliebt«, sagte der Spuk. »Ich habe die drei hergelockt, sie wollten Macht, und was bedeuteten ihnen schon ihre Schatten? Ich brauchte sie, denn sie haben mein Reich erweitert. Zum erstenmal mit normalen Schatten und nicht mit den. Seelen der vernichteten Dämonen. Auch ich will andere Wege gehen, und ich habe diesmal den Anfang gemacht. Es war alles gut organisiert, nur ihr hättet mir nicht in die Quere kommen dürfen.«

»Dann mußt du auch mich ausschalten!« erwiderte ich. »Oder hast du für mich keinen Schatten?«

»Möchtest du ihn?«

»Lieber nicht!«

Diese Antwort hatte nicht ich gegeben, sondern Suko, der am Ende der Treppe stand.

Ich schaute hin, er trug noch immer die Dämonenpeitsche und hielt die andere Hand wie zum Gruß erhoben.

»Nicht immer gelingt dein Plan, Spuk. Ich habe mich wehren können, und auf deinen Schatten mußt du verzichten.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Doch in derselben Sekunde noch brandete auch die Furcht vor einer Reaktion des Spuks in mir hoch.

Was würde er unternehmen?

***

Sukos Auftreten hatte nicht nur allein mich überrascht, auch Bill und Fabienne Stone wußten nicht, was sie davon halten sollten, nur standen sie auf der Seite des Spuks, der plötzlich ein dröhnendes Lachen ausstieß, was mich wiederum wunderte, denn danach konnte ihm eigentlich nicht zumute sein. Es sei denn, er hatte einen bestimmten Plan gefaßt, in dem wir die Hauptrollen spielten und wie Schachfiguren hin- und hergeschoben wurden.

Die Wolke bewegte sich. Sie breitete sich unterhalb der Decke aus wie eine mächtige Schlammpfütze. Ich schaute in die Höhe und hatte den Eindruck, als würden mehrere gräßliche Gesichter zugleich in dieser amorphen Masse schimmern, wobei ich schwach die Umrisse von widerlich aussehenden Echsenschädeln wahrnahm, denn in einer derartigen Gestalt hatte sich der Spuk mir schon einmal gezeigt, obwohl es nicht seine ursprüngliche war, als er sein Sternenreich verlassen hatte.

»Meine Diener! Sie sind meine Diener!« Aus verschiedenen Stellen dröhnte uns seine Stimme entgegen. Sie hallte von der Decke und erfüllte die gesamte Hotelhalle. »Und ich werde euch beweisen, daß sie zu mir gehören. Du hast es nicht anders gewollt, Sinclair! Greift sie an!«

Ich wirbelte zur Seite.

Die Frau hatte nur auf den Befehl gewartet. Sie war bereits gestartet, und auch Bill Conolly hatte nichts auf seinen Fleck gehalten. Er stieß noch einen heiseren Schrei aus, bevor er die Treppe hochstürmte, um Suko zu töten…

***

Ich ließ meine Waffe stecken. Ich brachte es einfach nicht fertig, die Frau mit einer Kugel zu stoppen. Aber auch sie hatte sich bewaffnet. Wußte der Teufel, woher sie sich den Degen besorgt hatte, den sie am Körper trug. Unter der Kleidung war er mir nicht aufgefallen. Ich hörte das schleifende Geräusch, als sie ihn aus der Scheide zog und dann zu mir herumwirbelte.

Ich mußte wegtauchen, sonst hätte mich ihre Klinge erwischt. Zum Glück verfehlte sie mich.

Ich trat zu, bevor sie sich von diesem Stoß erholen konnte. Aus der Drehung und wie Check Norris in seinen besten Zeiten hatte ich das Bein vorschnellen lassen.

Der Tritt erwischte sie an der Hüfte.

Sie kam aus dem Gleichgewicht und ging zu Boden. Dabei rutschte sie noch über die glatte Plane hinweg auf die unfertige Rezeption zu, war völlig durcheinander und weit davon entfernt, den Degen einzusetzen.

Ich folgte ihr.

Bevor sie sich noch erholen und auf mich zustürzen konnte, trat ich zu.

Mit der Schuhsohle nagelte ich ihr rechtes Handgelenk am Boden fest. Auch wenn sie unter der Kontrolle des Spuks stand, Schmerzen verspürte sie wie jeder andere Mensch auch.

Sie schrie auf.

Das bleiche Gesicht verzerrte sich dabei, es bestand in der unteren Hälfte nur mehr aus Mund, aber ich hatte mein Kreuz nicht losgelassen und ließ es jetzt fallen.

Es klatschte auf ihr Gesicht.

Gleichzeitig hatte ich mich gebückt, weil ich die Kette nicht loslassen wollte. Mit dem unteren Ende berührte es den Rand ihrer Oberlippe, tickte dann gegen die Zähne, und mit einer Reflexbewegung schloß Fabienne Stone den Mund.

Jetzt klemmte das Kreuz zwischen ihren Zähnen und schaute mit seinem Oberteil aus dem Mund hervor.

Starr blieb sie liegen.

Ich schaute auf sie nieder.

Mein Kreuz mußte einfach reagieren. Es spürte die andere Magie auf und handelte dementsprechend.

Ich hörte sie nicht schreien, nur stöhnen.

Sie war wie von Sinnen. Sie warf sich von einer Seite auf die andere, sie keuchte, und die Zischlaute drangen aus ihrem Mund hervor wie aus dem Maul einer Schlange.

Das Kreuz blieb zwischen ihren Zähnen stecken, als wäre es dort festgeleimt.

Sie schleuderte ihren Oberkörper hoch, kippte aber sofort zurück, und dabei löste sich noch etwas aus ihrem Mund.

Es war ein dunkelgrauer Schleier, der fahnengleich davonwehte. Der Schatten, der einmal in ihr gewesen war und längst an Intensität verloren hatte.

Nur als grauer Streifen huschte er aus ihrem Mund, und auch die so unnatürliche Blässe verschwand allmählich aus ihrem Gesicht, so daß es wieder seine normale Farbe bekam.

Vorbei…

Ich bückte mich. Ihr unregelmäßiger Atem strömte mir warm entgegen und strich durch mein Gesicht. Ihre Augen waren weit offen, sie jammerte leise, und ich öffnete ihren Mund, um das Kreuz zwischen ihren Zähnen zu entfernen.

»Wie geht es Ihnen?«

»Weiß nicht.« Sie wußte es wirklich nicht. Die Schwärze war ebenfalls aus ihren Pupillen gewichen.

Ich schaute in ihre grünblauen Augen, die mir so ungewöhnlich klar

vorkamen.
Als ich mich aufrichtete, schickte ich ihr noch ein Lächeln entgegen. Dann drehte ich mich um, denn ich dachte auch an Suko und natürlich an Bill.
Noch in der Bewegung bekam ich das Klatschen mit.
Der Grund war klar.
Suko hatte mit der Dämonenpeitsche zugeschlagen, und ich bekam um Bill Angst…

***

Bill Conolly war losgerannt, als hätte ihm ein Katapult die nötige Kraft gegeben. Er wollte die trennende Distanz so schnell wie möglich überbrücken und den Auftrag seines mächtigen Herrn ausführen.
Als er die Treppe hochjagte, sah es aus, als würde er fliegen. Bill hatte sich zu einem Wirbelwind entwickelt, den Kopf etwas angehoben und den Blick auf Suko gerichtet.
Der schaute ihn ebenfalls an.
Er sah einen Bill Conolly mit pechschwarzen Pupillen, einen veränderten Freund, der sich um das nicht mehr kümmern würde, was beide Menschen verbunden hatte.
Er gehorchte jetzt dem Spuk.
Und Suko wich zurück. Er wollte Bill nicht auf der Treppe abfangen, sondern ihn in den Flur locken, wo er mehr Platz hatte. Ihm war auch klar, daß es nicht einfach werden würde, *diesen* Bill Conolly zu besiegen, und er sah eigentlich nur eine Chance.
Suko huschte zurück. Mit dem Rücken drückte er sich hart gegen die Wand. Wenn Bill in den Flur stürmte, würde er ihn nicht sofort sehen, Suko wollte die Überraschung für sich nutzen.
Und Bill war da.
Suko hörte ihn. Seine harten Schritte, sein Keuchen, vermischt mit wütend klingenden Schreien.
Für einen kurzen Augenblick stoppte er, weil er seinen Gegner im ersten Moment nicht sah.
Dann drehte er sich.
Suko sprang vor.
Bill wuchtete sich dem Inspektor entgegen. Beide konnten nicht mehr ausweichen, was Suko nicht störte. Für ihn zählte nur, daß er es schaffte, Bill mit der Peitsche zu erwischen.
Beide prallten zusammen, aber einen winzigen Augenblick zuvor hatte Suko zugeschlagen.
Volltreffer!
Die drei Riemen erwischten den Reporter und umwickelten seinen Körper wie Fesseln.
Suko löste die Riemen wieder und versetzte Bill einen Stoß, der ihn

rücklings gegen die andere Wand schleuderte.

Dort blieb er stehen, sackte kurz in den Knien ein, erholte sich aber und griff wieder an.

Nein, er kam nicht so weit.

Auf einmal blieb er stehen, riß seinen Mund auf, und graue Fetzen zischten hervor. Nicht einmal so dicht wie Ektoplasma, viel dünner und mehr an dünnen Rauch erinnernd.

Es waren die Reste des Schattens, den die Kraft der Dämonenpeitsche ausgetrieben hatte. Und auch der Ausdruck in den Augen des Reporters normalisierte sich.

Suko ließ die Peitsche sinken. Erleichterung durchströmte ihm. »Alles klar, Bill?«

Der Reporter umarmte sich selbst. Besonders an den Stellen, die von den Peitschenriemen erwischt worden waren. Starke Schmerzen konnte er nicht haben, dazu war die Kleidung einfach zu dick gewesen.

Er zog eine Grimasse, schaute sich um und hob die Schultern. »Hast du dich auch umgeschaut?«

Suko begriff. Bill wußte nicht, was in der Zwischenzeit mit ihm geschehen war.

»Ja, das habe ich.«

»Was ist…?«

»Nichts, Bill, gar nichts. Laß uns gehen.« Er faßte ihn an und zog ihn auf die Treppe zu.

Sie hatten sie kaum betreten, als Bill trotzdem mißtrauisch wurde. Er hängte sich gegen die Abwärtsbewegung und flüsterte: »Hast du mir nicht doch etwas verschwiegen?«

»Schon, aber…«

»Was denn?«

Suko winkte ab. »Es ist nicht der Rede wert, wirklich nicht…«

***

Wir waren froh, wir hatten es geschafft, denn beide Veränderten waren wieder normal.

Nichts konnte uns davon abhalten, das Schloß zu verlassen. Oder doch. Ich hatte soeben die schwere Tür aufgezogen, als sich der Spuk noch einmal meldete.

»Sinclair, das werde ich dir nie vergessen!« dröhnte seine Stimme. »Da steht noch eine Rechnung offen…«

Die anderen rührten sich nicht.

»Wer war das?« fragte Fabienne Stone. Sie hatte eine Gänsehaut bekommen und hielt dabei ihr schmerzendes Handgelenk umklammert.

»Wer das war?« Ich hob die Schultern. »Das war jemand, der nicht

verlieren kann. Kommen Sie, draußen ist es zwar kälter, aber auch irgendwo gemütlicher.«

Ich hatte eine lockere Antwort gegeben, aber die Warnung war in meinem Gehirn gespeichert wie ein Programm in einem Computer. Irgendwann würde mich der Spuk wieder daran erinnern…

ENDE